

Gertrude Pacht Ernst Wiechert , ein Dichter der Krise

Dissertation zur Erlangung des Doktorgrades an der philosophischen Fakultät der Universität Wien.
Promoviert am 13. März 1953

Lebenslauf

Am 21. März 1929 wurde ich, Gertrude Pacht, in Zwittau, C.S.R. geboren. Nach Besuch der Volksschule trat ich in die dortige Hauptschule. Nach Abschluß der 4. Klasse besuchte ich ein Jahr hindurch die Fachschule für Frauenberufe, um nachher wieder in die Hauptschule zurückzukehren und die Mittlere Reife zu erlangen. Dieser Plan wurde 1945 durch das Kriegsende und die Austreibung der Sudetendeutschen aus der C.S.R. vereitelt. In Wien bereitete ich mich privat auf die Reifeprüfung vor, die ich dann als Externistin im Sommer 1947 am Realgymnasium Wien VIII., Albertgasse, ablegte. In Wintersemester 1947/48 inskribierte ich mich an der philosophischen Fakultät in Wien. 1949/50 studierte ich an der Universität Innsbruck, um dann nach Wien zurückzukehren mit dem Bestreben, mein Studium hier zu beenden.

Vorwort

Hineingestellt in die Geisteswelt des 20. Jahrhunderts, spiegelt sich im Werke Ernst Wiecherts ein Teil der Problematik wieder, die die labile Geisteshaltung des modernen Menschen bedingt. Die Frage nach dem wahren Sein des Menschen, die Kernfrage der Existenzphilosophie, gestaltet Wiechert in jedem seiner Werke von neuem; doch er gestaltet sie nicht nur, er ist als Mensch selbst in dieser Krise des abendländischen Geistes befangen. Diese Befangenheit Wiecherts in der ausweglos scheinenden Situation des abendländischen Menschen bedingt es, daß die zentrale Problematik seines Werkes, nicht nur die Frage nach der menschlichen Existenz, sondern auch die der Stellung Gottes "innerhalb" der Welt keine positive Lösung gefunden hat. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet erschien die Wahl des Titels dieser vorliegenden Arbeit "Ernst Wiechert, ein Dichter der Krise" gerechtfertigt.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort		
I	Die Umwelt des Dichters	2
II	Leben und Persönlichkeit des Dichters	6
III	Das Wesen des Menschen im Spiegel des Wiechert'schen Werkes	28
IV	Gott, Glaube und Religion als Zentralprobleme des Wiechert'schen Werkes	48
V	Zusammenfassung und Deutung	56

I Die Umwelt des Dichters

(1) Ostpreußen, das Land der dunklen Wälder und der stillen Seen, das Land des weiten Himmels, wo keine Grenze das Schweifen des Blickes hindert, das ist die Heimat des Dichters Ernst Wiechert. "Es ist ein dunkles Land, und die Menschen sind sehr still, und die Vögel singen trauriger als anderswo..." So läßt Ernst Wiechert seinen "Knecht Gottes Andreas Nyland" sprechen.¹ In unzähligen, aus wundervollen Worten geformten Bildern erhebt dieses Land vor unseren Augen. Wiecherts Erinnerungsbuch "Wälder und Menschen" läßt klar erkennen, daß das Moment der Natur und der Landschaft wesentlich wichtiger für die Formung des Kindes und des Jünglings war, als es alle anderen Einflüsse der Erziehung und der Kultur je hätten sein können. Schon allein, daß bei der Wahl des Titels seines Jugendbuches der Wald die Stelle vor den Menschen einnimmt, läßt unmittelbar den Vorzug der Bedeutung der Landschaft im Werden des Menschen erkennen.

Die Wesensart des ostpreußischen Menschen ist nur aus der geschichtlichen Entwicklung dieses Volksstammes verständlich. Nach der fast vollständigen Ausrottung der heidnischen Pruzzen finden wir die Besiedlung durch die slawischen, stark religiös gebundenen Litauer.

Erst im 13. Jahrhundert wurde Ostpreußen im Zuge der Eroberung durch den deutschen Ritterorden von Angehörigen deutscher Stämme besiedelt. (2) Doch beschränkten sich die Einwanderer nicht auf Deutsche allein, wie zum Beispiel besonders die Hugenotten aus Salzburg, sondern auch Niederländer, Auswanderer aus Frankreich und Schottland waren unter ihnen, um hier eine neue Heimat zu finden und dem Glauben, zu dem sie sich bekannten, treu bleiben zu können. Anstürme östlicher Eroberer von den fernsten mongolischen Gebieten überfluteten zeitweise blutmischend und verändernd das Land. Deshalb findet man hier in Ostpreußen wie in jedem anderen Grenzland, dessen Bewohner ihre Art gegenüber einem fremden Volk zu behaupten gezwungen sind, einen viel härteren und konsequenteren Menschenschlag.

Gegen das Eindringen fremden Blutes kann ein Land sich nicht wehren, und es ist eine erwiesene Tatsache, daß gerade solche Menschen, die unter ihren Ahnen verschiedene Vertreter fremden Blutes haben, vorwiegend auf schöpferischem Gebiet größere Leistungen hervorzubringen imstande waren.

Doch galt es in Ostpreußen aus rein materiellen und politischen Gründen, eine kompromißlosere Haltung einzunehmen, um das Land dem deutschen Volk zu erhalten.

Direkt hat Ernst Wiechert zu dieser Frage nie Stellung genommen, in seinem späten Werken jedoch finden sich Hinweise, die als eine Art Vorschau zu werten wären, die dem östlichen Menschen mehr Bedeutung und größere Aussichten für räumliche Ausdehnung und Vorherrschaft voraussagt und den westlichen Menschen auf das Schärfste kritisiert.

Wiechert liebt das Land ganz außerordentlich, in dem er geboren wurde und seine Kindheit verbrachte. Doch bedeutet ihm die Heimat darüber hinaus noch mehr als nur Geburtsland. (3) Er schreibt darüber: "Ostpreußische Landschaft. Wer an ihrem Westrand steht und über die Nogat blickt, kann aus weiter Ferne im Rot der Marienburg einen goldenen Glanz gewahren,

¹ "Der Knecht Gottes Andreas Nyland", S.19

gleich dem Glühen eines Edelsteines. Es ist das Bild der Mutter Gottes, das von hoher Mauer segnend gegen Osten sieht. Wer an ihrem Ostrand steht und aus den Wäldern der Rominten nach Asien blickt, kann in weiter Ferne gedämpften Glanz der Zwiebeltürme gewahren, auf denen ein anderes Kreuz leuchtet als das unsrige, als sei für dieses Land Christus schwerer gestorben als für das unsrige. Zwischen diesen beiden Symbolen der Erlösung liegt die ostpreußische Landschaft, und ihre Größe liegt nicht im Aufgetürmten, Sichtbaren, weithin Ragenden, sondern in der Verhüllung. Das Eis ging über sie hin und der Wind der Steppen und der großen Meere. Ihr Antlitz trägt die Furchen großer Zeit und großen Schicksals, aber das Furchende ist verschwunden, und das Gefurchte ist des Schmerzes schon lange entkleidet und zu der stillen Größe verwandelt, die von den Stirnen des Leidgeprüften am Ende eines Lebens strahlt."²

Nicht nur Grenzland zwischen östlicher und westlicher Kultur bedeutet dem Dichter seine Heimat, Grenzland zwischen naturhaftem Leben und zivilisatorischem Dasein, sondern auch Grenze zwischen zwei Glaubensbereichen. Der östliche Mensch, der noch ein viel innigeres Verhältnis zu seinem Glauben und seinem Gott hat, der ihn hochhält, ohne mit der Vernunft daran herumzutasten, steht in diesem kleinen Grenzland dem westlichen Menschen gegenüber, (4) der zwar gerade hier auf diesem Boden noch von strenger Gläubigkeit getragen wird, jedoch bei weitem nicht mehr die beinahe triebhaft zu nennende Gläubigkeit des östlichen Menschen besitzt.

Diese beiden voneinander verschiedenen Arten der Gläubigkeit sind mit einer Ursache für grundlegende Spannungsmomente im Wesen des Dichters, der schon in seiner frühen Kindheit starken Einflüssen beider Seiten ausgesetzt war.

Aber trotz dieser inneren und äußeren Spannungen oder gerade deshalb hat dieses Grenzland dem geistigen Deutschland zu fast allen Zeiten Männer und Frauen mit oft gerade zu bahnbrechenden Gedanken und Ideen geschenkt. Seien es nun Kant, Hamann oder Herder, deren Wirken auf das deutsche Geistesleben bis in unsere Zeit befruchtend wirkt, ja die vom deutschen Geisteshimmel nicht mehr wegzudenken wären, oder seien es Schopenhauer, E.T.A. Hoffmann, Zacharias Werner, Max von Schenkendorff, Ernst Wiechert, der Namensvetter unseres Ernst Wiechert, Arno Holz, Hermann Sudermann, Max Halbe, um nur die wichtigsten Vertreter voriger Jahrhunderte zu nennen. In unserem Jahrhundert sind es Agnes Miegel, Werner Bergengruen, Frank Thiess, die Ostpreußen in der deutschen Dichtung würdig vertreten.

Aber schon im 18. Jahrhundert prägten sich in den beiden großen gegensätzlichen Männern Kant und Hamann am augenscheinlichsten die beiden Kräfte aus, einander polar gegenüberstehend, die bei Ernst Wiechert an die beiden Seelen mahnen, die in einer Brust wohnen.

(5) Kant, der mit glasartiger Spröde und Korrektheit, mit messerscharfer Logik sein System und seine Maximen konstruiert, und ihm gegenüber Hamann, der "mystische Magus des Nordens", mit seinen dunklen und dumpfen Schriften, deren Gedanken ins Irrationale gehen und schon rein formal mit den Kant'schen Werken nichts gemeinsam haben.

² Ostpreußische Landschaft, in Velhagen & Claesings Monatsheften/Berlin, 45.Jg. 1930/31, 1.Heft, S.72-76.

Die schwermütige Art des Ostpreußen, sich oft unter einer Bedrohung oder einem inneren Zwang zu fühlen, bewirkt wohl manchmal die ausgeprägte Neigung, den Nacht- und Schattenseiten, dem Wesen des Traumes und des Todes intensiv nachzuspüren. Schon erkenntlich ist dieser Toteskult in der Kürbishütte des Simon Dach, bei E.T.A. Hoffmann und in den Schicksalsdramen des Zacharias Werner. Diese Tendenz ist bis herauf zu Ernst Wiechert zu verfolgen.

Die Landschaft allein ist schon von einer leisen Trauer umgeben, und Ernst Wiechert sieht sie auch noch mit traurigen Augen. Doch die Meisterschaft, die er bei der Gestaltung der Landschaft an den Tag legt, verdient wohl immer wieder bewundert zu werden. Die Natur ist nirgends nur leere Kulisse, sie ist immer mit gestaltende, aktive Mitspielerin. Hellmut Ollesch schreibt darüber:³ "Das Ineinander von Natur und Seele ist bei Wiechert meisterhaft gestaltet. Er weiß von abendlichen Hirtenfeuern zu erzählen, entzündet unter rötlich beglänzten Bäumen, von Feuern unter Sternen und Feuern im Regen, da man nachdenklich und still, aber nicht traurig ist, wenn man schweigend in die lodernde Flamme starrt, (6) dem versunkenen Schauen hingegeben, wenn die Funken knisternd hochsteigen bis in die Zweige hinein und das grüne Blätterdach sich erhellt und verdunkelt, ...wenn ein leiser Wind durch die Bäume geht und die Flamme stirbt, sinkend zu einem tröstlichen, roten Schein, der in den halbgeschlossenen Augen bleibt, alle Bilder des Tages noch einmal beglänzend.... Er hört die klagenden Tierstimmen, den Ruf der Unken über dem Moor, den Schrei des über dem unbewegten See kreisenden Fischadlers und das eintönige Geräusch einer Wiesenschnarre, in dem alle Geräusche der Nacht wie in einem Mittelpunkt zusammenströmen, dem allein zu sprechen erlaubt ist in dem großen Schweigen der Felder und Wiesen. Da stehen die Lerchen jubelnd über der jungen Saat, da lärmen Hautbentaucher am Schilfrand. Blau und schillernd liegt der See in der Mittags-sonne oder wie dunkles Metall vor den Wäldern, und wenn Gewitter über den Wäldern dahinziehen, fällt auf die dunkle Fläche ein fahler Glanz."

Im Vordergrund aller Wiechert'schen Bücher jedoch steht der Wald. Selbst als der Dichter schon alt und krank war, befolgte er Tag für Tag, selbst bei schlechtestem Wetter den Rat seines Freundes Max Piccard und durchstreifte für Stunden den Wald, nach Schwämmen suchend und dabei immer neue Kräfte sammelnd. Das beweist auch die Bedeutung des Waldes im Leben des Dichters und nicht allein in seinen Werken. Von Kindheit an gibt das Rauschen des Walde den Grundton für das Schaffen des Dichters. Der dritte Roman trägt auch den Titel "Der Wald" und sieht den Wald nicht als wichtigen Hintergrund sondern als richtige Hauptperson des Werkes.

(7) Nach einer Jugend in Freiheit und Natur ändert sich mit dem elften Lebensjahr plötzlich alles im Leben des Kindes. Er kommt nach Königsberg an die Oberschule. Dies bedeutet für ihn eine gewaltige Umstellung. Er selbst schreibt darüber in seinem Erinnerungsbuch, es war ihm, als sei er aus der "Einheit" herausgerissen worden, und meint damit die Einheit der Umwelt. Wie durch Scheinwerferlicht beleuchtet erscheint ihm jetzt die Diskrepanz zwischen "Sein und Schein" der Umwelt besonders deutlich. Das graue Meer der Großstadt, das Fehlen seines so innig geliebten Waldes, die Fremdheit

³ Ollesch, Hellmut: Ernst Wiechert, Dichtung und Deutung, Heft 3, Wuppertal 1949, S.25 f.

und Verschiedenheit der Menschen stürzt ihn in seelische Verwirrtheit. Dazu kommt noch die Klarheit über die Unzulänglichkeit der Menschen, die ihm zum Beispiel als Lehrer Vorbild sein sollten, die dem frühreifen, stillen Kind bewußt wird und ihm vorzeitig den Glauben an die Autorität nimmt. Die Oberflächlichkeit und der Leichtsinn der Umwelt den Fragen des Glaubens gegenüber reißen den ersten Sprung in die Gottgläubigkeit des Knabens. Dieser Sprung reißt bei weiterem Erleben und Beobachten immer weiter, bis er schließlich zu einer schier unüberbrückbar scheinenden Kluft wird, deren Fragen und Probleme im Gesamtwerk des Dichters von zentraler Bedeutung sind. Durch das ganze Leben des Dichters, das ihn aus seiner ostpreußischen Heimat über Königsberg nach Berlin und von da nach Bayern führt, zieht die große Sehnsucht nach der Einheit mit der Natur. Er kann sich Zeit seines Lebens mit dem Leben der Stadt - und hier vor allem mit dem Leben der Großstadt nicht abfinden, immer sieht er hierin die Wurzel allen Übels, das die Menschheit bedrückt. (8) Erst als er im Jahre 1932 die Möglichkeit hat, als freier Schriftsteller zu leben, erfüllt er seine Sehnsucht und kauft sich ein Haus in Bayern, wo er bis zum Jahre 1947 in Stille und Zurückgezogenheit ganz seinem Werke lebt. Beim Lesen einiger Werke des Dichters mag er einem wohl in erster Linie nur als Heimatdichter erscheinen, als Dichter des Waldes und der Natur. Doch dies ist nur eine Seite des Wiechert'schen Werkes - obzwar nicht die unbedeutendste. Die Landschaft bleibt bei allen Werken bis zur "Missa sine nomine" ein grundlegender Wesenszug des Werkes, doch darüber hinaus liegen Wert und Bedeutung in der Behandlung aktueller und auf gewisse Art auch wieder zeitloser Probleme menschlicher, sozialer oder religiöser Natur.

Allen Fragen aber, die im Zentrum seines Werkes stehen, liegt als Schlüssel zum Verständnis die Seele Ostpreußens und seiner Menschen zugrunde.

II Leben und Persönlichkeit des Dichters

(9) Die Persönlichkeit des Dichters verstehen zu können, setzt die Kenntnis seiner Umwelt voraus, darum galt auch der erste Abschnitt der Arbeit dem Lande Ostpreußen, der Umwelt seiner Kindheit, die den Grundton für den Mollakkord seiner Persönlichkeit und seines Werkes bildet.

Man geht sicher nicht fehl, wenn man sich diesen Vergleich aus dem Reiche der Musik gestattet, und es mag dieser Vergleich auf das Leben oder dessen Spiegel - das Werk - bezogen werden, es gibt selten eine Stelle, wo sich das dunkle, ein wenig traurig stimmende Moll zu einem wenn auch nur kurz andauernden Dur-Akkord lichtet.

Dies mag teilweise in dem Erbe begründet liegen, dessen Wurzeln aus verschiedenen Blutströmen zusammenfließen. Der Vater stammt aus einem hochgewachsenen, nordischen Geschlecht, das seit Jahrhunderten im ostpreußischen Raum als Heger und Förster seßhaft war. Hierher leitet Wiechert seinen Namen von wic-hart = kampfhart oder vihu-hirti = Viehhirt ab und deutet hiermit auf die germanisch-deutsche Pionierschicht hin, die das Land erst kolonisierte. Der Vater verkörpert die Art des niederdeutschen Typus, der still werkend, wortkarg, herb und verschlossen das Land dem Deutschtum zu behaupten hilft.

Er vererbte seinem Sohn die Furchtlosigkeit und die Unbeugsamkeit vor Menschenmeinung. (10) Der Vater ist es auch, der die Abneigung des Sohnes gegen die Großstadt teilt, der ihn aber - teils aus Reife und Voraussicht, teilweise aber auch aus dem Ehrgeiz einfacher Menschen, ihre Kinder "mehr" werden zu lassen, damit sie es einmal besser haben - in die Stadt schickt und ihn zwingt, dort zu bleiben, denn der Junge wäre nur allzu gerne Förster geworden.

Durch die Mutter stößt eine Ahnenreihe in die Familie, die ihren Ursprung in Frankreich hatte. Die Wesensart der Mutter ist auch grundverschieden von der des Vaters. Sie ist dunkel und schwermütig, grüblerisch und - wie es scheint - zu leidenswillig. Sie gab das Erbteil dem Kinde mit, an dem er sein ganzes Leben lang nicht leicht getragen hat. Von ihrem Vater sagt man, er sei ein Mann gewesen, der sich durch unbedingte Rechtlichkeit ausgezeichnet habe.

Diese beiden Wesensarten, die selbstquälerische und grüblerische der Mutter und die herbe und strenge - aber trotzdem zu manchmal spontan hervorbrechender stiller Heiterkeit neigende Art des Vaters vereinigen sich in dem Knaben.

Durch eine Seitenlinie wird auch noch der Einfluß slawischen Blutes fühlbar. Die Vertreterin dieser Richtung ist die oft erwähnte "Tante Veronika", die die weiche Passivität der slawisch-litauischen Volksseele offenbart. Sie gleicht einem immerwachen Quell lebendiger Phantasie, die den Kleinen nur noch in seinem Hang zum Sinnieren bestärkt. Die Geschichten des Alten Testaments wie die Märchen des Waldes werden wach und plastisch, wenn der Junge einmal einen Abend bei seiner geliebten Tante Veronika vorbringen darf. Sie geht auf alles ein, was der Kleine gerne hören möchte, (11) und er dankt es ihr mit Liebe und Anhänglichkeit; sie ist es wohl auch, die den Grundstein zur Entfaltung seines Erzählertalente legte.

Vieles von Spannungen und Gegensätzlichkeiten liegt bereits in der noch unentwickelten Seele des Kindes, als es am 18. Mai 1887 im Forsthaus Kleinort im Süden Ostpreußens zwischen der Kreisstadt Sensburg und dem Niedersee geboren wurde. Umgeben von weiten Wäldern und wenigen Menschen erlebt er die ersten Jahre seiner Kindheit. Da die Schule zu weit liegt, werden die beiden Kinder, - Ernst Wiechert hat noch einen Bruder, - bis zu ihrem Eintritt ins Gymnasium durch Hauslehrer unterrichtet.

Die erste Begegnung mit der Welt des Lernens und des Wissens gestaltet sich für die Kinder völlig unproblematisch, obzwar die Hauslehrer fast alle etwas eigenartige Menschen sind, die sich ihr Brot fern von jedem lauten Leben verdienen. Sie sind alle ein wenig auf Kriegsfuß mit der großen Welt, alles Existenzen, die irgendwo im Leben gescheitert sind. In ganz jungen Jahren lernen die Kinder schon die Bibel kennen. Es war vorwiegend das Alte Testament, das ihnen durch Tante Veronika, die Mutter oder durch die Hauslehrer nahegebracht wurde. Wiechert schreibt darüber: "Alles bezauberte, vieles ergriff, manches erschütterte mich. Aber nichts hat mit solcher Kraft und Innigkeit in meinen jungen Jahren an mir geformt und gebildet wie das Buch der Bücher. Ich weiß nicht, ob die stille Kunst der Lehrerin oder meine Phantasie verursachten, daß ich alle diese Menschen und Geschehnisse nicht in die graue Ferne einer Vergangenheit hielt, sondern bis in den Bereich meiner Hände zu mir nahm; (12) daß der Stern von Bethlehem über unserem Stalldach leuchtete, daß die Ährenleserin Ruth über unsere Roggenstopeln ging, daß Joseph seine Brüder mit dem Silberbecher dort einholte wo die Landstraße aus unseren Wäldern trat, und daß auf unserer Hof der Hahn krächte, bei dessen Ruf sich Petrus umdrehte, um bitterlich zu weinen. Vermutlich wird es so gewesen sein, daß die Einfachheit und Ewigkeit der biblischen Gestaltung so groß war, daß sie alle Räume und Zeiten übersprang und nach zweitausend Jahren in der Seele des Waldkindes dasselbe Feuer anzündete, das über so vielen Völkern und Ländern geleuchtet hatte wie am ersten Tag." ⁴

Wiechert war an und für sich ein gläubiges Kind, doch es lag auch in seiner Natur alles Dogmatische einer starken Kritik zu unterziehen, auch wenn es sich nicht nur auf Dinge des Glaubens erstreckte. Die Charakteranlage des stillen Knaben, dessen Denken von Anfang an andere Wege ging als das seiner übrigen Kameraden aus dem Dorfe, zusammen mit der durch die äußeren Umstände bedingten Einsamkeit erwirkten es, daß Ernst Wiechert von Kindheit an zu ausgeprägt starkem Individualismus neigte.

Das meiste, das uns über das Leben des Dichters bekannt ist, hat er selbst in seinen beiden Erinnerungsbüchern "Wälder und Menschen" (1935) und "Jahre und Zeiten" (1947) geschildert.

Bei der Lektüre des ersten Teiles der Erinnerungen steigt an mancher Stelle dem Leser wohl die Frage auf, (13) ob der Dichter als Kind wirklich so traurig und ernst, so sensibel und oftmals sogar tragisch war, oder ob er nicht ein Kind war, wie es eben Kinder sind, vielleicht ein wenig versonnener, und ob er nicht nur in seinem Mannesalter, bedingt durch die Erlebnisse und allein schon durch die Jahre, die dazwischen liegen, allen traurigen Erlebnissen und der ganzen Mollstimmung einen viel zu großen Wert beimißt.

⁴ "Wälder und Menschen", S.34.

Als gläubiges Kind kommt der Junge an die Oberschule. Er empfindet es weder als Stufe nach aufwärts für sein Leben, noch als Aufgabe, die zu bewältigen ihn reizt; er fühlt sich lediglich als Ausgestoßener aus dem naturnahen Paradies der Kindheit in die kalte, unpersönliche, zivilisatorische Welt der Großstadt. Einzig und allein sein Pflichtgefühl hält ihm und läßt ihn durch Schul- und Universitätszeit durchhalten. Er klagt nur, "man hat ihn aus der Einheit gerissen", aus der Ganzheit, die Mensch und Tier, Natur und Gott durch die Zeit seiner Kindheit in harmonischem Einklang umfing.

Doch nun in einer Großstadt, - deren Wesen es im allgemeinen nun einmal zu sein scheint, den Menschen der Natur zu entfremden, - unter Fremden, die scheinbar nur unpersönliches Nebeneinander-Leben kennen, in einer Schule, die jedwede individuelle Entwicklung eines Kindes zu unterbinden bestrebt ist, unter Lehrern, die kaum fähig sind, den jungen Menschen ein Vorbild zu sein, und zwischen Mitschülern, denen die fremde Art des "Waldläufers" ein beliebtes Ziel ihrer Spottlust wurde, (14) in dieser Umgebung zeigte sich der erste Riß im Innern dieses frühreifen Kindes.

Hätte Wiechert in diesem Kindesalter in der Religion eine feste Stütze gehabt, wäre es nie zu dem seelischen Zwiespalt gekommen, sondern bei dem feinen Sprung geblieben, der bei größerer Reife wahrscheinlich geheilt oder doch bedeutungslos geworden wäre. Es ist ein hartes Bild - unterbrochen durch sehr wenige Sonnenstrahlen - das Wiechert von der Kirche, sei es die protestantische oder die katholische, zeichnet. Die Priester und Pastoren seiner Bücher sind in keiner Weise klügere und schon gar nicht gläubigere Menschen, als es die ihnen anvertrauten Seelen sind. Die Kirche ist erfüllt von blutleerer Konvention. Man gehört ihr nur mehr an, weil es eben so üblich ist, weil Eltern und Ahnen ihr angehört haben. Sie tritt nur mehr dann in Erscheinung, wenn der Weg zur Kirche eben unvermeidlich geworden ist, bei Taufe, Konfirmation, Hochzeit oder Tod. Seine Einsegnung schildert uns Wiechert in seinen Erinnerungen: "meines Einsegnungstages erinnere ich mich nur mehr mit Grauen. Es lag nicht nur daran, daß wir Schüler "besserer Kreise" im schwarzen Gehrock vor den Tisch des Herrn treten mußten; wer das nicht konnte, war geächtet, und die Kirche, ahnungslos in der Bewertung scheinbar kleiner Dinge, ahnte auch hier nicht, mit wieviel Sorgen dieser Tag in den "besseren" Häusern beladen wurde, mit wieviel Neid und Haß in den Häusern des "niederen Volkes". Nein, es lag auch daran, daß mir jede öffentliche Enthüllung der Seele im tiefsten zuwider war, auch wenn sie in einer Gemeinschaft geschah, der wir ja dem Namen nach angehörten, die aber in Wirklichkeit nicht bestand.... (15) Zwei Tage später mußten wir uns von dem alten Konsistorialrat verabschieden, und jeder von uns mußte in ein Papier gewickelt den Lohn bezahlen, den die Kirche damals dafür verlangte, daß sie uns aufgenommen hatte. Auch dieser Lohn war nach Herkunft und Stellung der Eltern abgestuft, und noch heute fühlte ich den bitteren Geschmack im Munde, den ich damals fühlte, als ich das Geld auf den Tisch legte. Ich schämte mich, und noch heute glaube ich, daß das Kind damals reiner und richtiger fühlte als alle diejenigen, die berufen waren, Kinder zu führen. Auch sie waren nicht böse oder schlechten Willens. Sie meinten es gut mit uns, wie alle, die uns bei der Hand nahmen, um uns in das Leben hineinzuführen, aber sie waren wohl langsam in den Formen und Meinungen erstarrt, an deren Schwelle wir noch standen, und was für uns das Einmalige

war, hatte bei ihnen sich so oft wiederholt, daß es seinen Glanz verloren hatte; so sahen sie das nüchtern an, was uns noch heilig war, und wie in einer nüchternen Welt sprachen sie, während wir doch das Schweigen des Heiligtums erwarteten und verlangten." ⁵

Ein einziger Lehrer war es, die Schüler nannten ihn "Freundchen", der ihnen in der Oberstufe auch menschlich etwas bedeutete. Dieser eine Lehrer erwarb sich die Dankbarkeit Wiecherts sein ganzes Leben hindurch. Er allein ist das Vorbild für alle guten Lehrer im Werke des Dichters, (16) deren Anzahl aber auch nicht zu groß ist, die aber immer für alle Nöte und auch die Streiche der Jugend das gerechte Verständnis haben.

Noch einmal in seiner Gymnasialzeit will Wiechert fort aus der ihm so verhaßten Großstadt, er will Förster werden, doch der Vater bleibt standhaft, und nach diesem letzten Versuch, der Stadt zu entkommen, beginnt für ihn die Periode, die wohl jeder junge Mensch einmal durchmacht. Wiechert nennt sie die "Lebemann-Periode". Sie alle täuschen sich etwas vor, das sie bereits lange ersehnen und das sich alle Gymnasiasten von ihrer Universitätszeit erwarten: die unumschränkte Freiheit.

In diese Jahre fällt auch seine erste Berührung mit dem Theater, mit der Musik, mit der Kunst im allgemeinen. Nie vergaß Wiechert die unzähligen Abende im Theater auf dem billigen Platz im Stehparterre, wo man sich einfand, wenn es nur ging. Es war gewiß mehr als nur die Wirkung des Spiels und des Scheins auf ein naives Gemüt; es war vielmehr die erste Begegnung mit dem Schicksal, das der Dichter gestaltet, und es stand ohne Zweifel und Makel da, "nicht gemindert durch den Verstand sondern unantastbare Wahrheit", ⁶ und leises Ahnen des Gottes, der über Sternen wohnen muß, der aber in kein Dogma gezwungen werden kann. Auch die Welt der Musik erhellte sich vor ihm und schenkte ihm ungezählte Stunden ungestörten Genusses.

(17) Die Liebe spielte bis dahin eine noch sehr untergeordnete Rolle im Leben des Jünglings, und erst in seiner Primanerzeit entdeckte er die "Existenz des weiblichen Geschlechtes". Diese erste schüchterne Liebe war, wie uns der Dichter gesteht, nur eine kleine Rast auf seinem unaufhaltsamen Weg vorwärts. Nachdem sie auseinanderging, erkannte der damals noch sehr junge Mensch die Notwendigkeit seiner Einsamkeit für den weiteren Weg seines Lebens und war dem Mädchen dankbar für das, was sie "mit reinen Händen" zu seinem Leben beigetragen hatte.

Nun beginnt das langersehnte Universitätsstudium, und gerade der Eintritt in die "höchste Schule der Wissenschaft" bringt dem jungen Wiechert die bisher größte Enttäuschung seines Lebens. Über allen Räumen und über allen Instituten lag "der Staub der langsamen Verwesung", und es war ihm unmöglich, sich darin wohlfühlen. Doch nun war auch die Widerstandsfähigkeit des Jungen bereits gewachsen, und so wurde auch die von ihm nicht sehr geliebte Zeit des Studiums überstanden. Er erwarb die Lehrbefähigung für Deutsch, Geographie, Französisch und Englisch. Nachher trat er als Hospitant und später als Lehrer in das Königsberger König-Friedrichs-Gymnasium.

⁵ "Wälder und Menschen", S. 168 f.

⁶ "Wälder und Menschen", S. 190

Voll mit guten Vorsätzen beginnt Ernst Wiechert dieses erste Jahr und geht nachher, es sei ein trostloses Jahr gewesen. Das Kollegium sei überaltet, und die meisten Mitglieder betrachteten sie, die "Kandidaten des höheren Lehramtes, wie man arme Leute betrachtet, mit Geringschätzung und Herablassung, (18) wenn sie einen Freitisch bekommen haben und man gut daran tut auf die silbernen Löffel zu achten." ⁷ Er steht mit seinem inneren Feuer, mit seiner Liebe zur Jugend allein da, nur ein einziger der anderen Kandidaten schließt sich ihm an. Er schreibt in dieser Zeit eine rücksichtslos durchgreifende und leidenschaftliche Arbeit über Kunsterziehung an den höheren Schulen. In seinen Erinnerungen weist er auf die Fehler hin, die das damalige Schulsystem aufweist, und macht es dem Staate zum Vorwurf, derartigen Lehrern die Erziehung der Jugend überantwortet zu haben.

Von seinen Schülern jedoch wird Ernst Wiechert geliebt, wenn er das auch von seinen Kollegen nicht immer behaupten kann, denn für die Lehrer war er ein viel zu lebendiger Geist, der sie aus ihrer Ruhe schreckte. Einer seiner Schüler schrieb an Ernst Wiechert zu dessen 60. Geburtstag, also bereits mehr als 20 Jahre nach seinem Ausscheiden aus dem Schuldienst: "Ernst Wiechert war damals noch nicht berühmt, und er würde im Gedächtnis seiner Schüler heute nicht weniger lebendig stehen, wenn er es immer geblieben wäre."⁸ Jede Stunde wurde den Schülern zum Erlebnis.

Doch eines Tages rießt ihn ein Telegramm aus dem Gleichmaß der dahinfließenden Schultage: die Mutter, an der er Zeit seines Lebens immer mit hingebungsvoller Liebe gehangen, ist schwer erkrankt. (19) Als er nach Hause kommt, erfährt er, sie habe Gift genommen und in einem Abschiedsbrief ihre Angehörigen um Verzeihung gebeten. Dies war der Strick unter die Jugendzeit, den das Schicksal seinem Leben setzte. "Ich habe den Brief nie gelesen, aber wen hatte sie um Verzeihung zu bitten? Uns, denen sie Kummer machte? Aber was war unser Kummer gegeben das was sie Tag für Tag näher an das Letzte getrieben hatte? Was wissen wir von den Schmerzen derer, die nicht mehr warten können? Was erlaubt uns, die unsrigen mit jenen auch nur zu vergleichen?"⁹

Zwei Nächte wacht er noch bei der bewußlos Daliegenden, sieht mit an, wie der Tod langsam von ihrem Gesicht Besitz ergreift, und wird Zeuge - wie er fühlt, unberechtigter Zeuge - des Mysteriums dieser Welt, hinter dessen Vorhang zu blicken den Lebendigen eigentlich verboten ist. Schwere Anklagen erheben sich in ihm gegen die Kirche und deren Vertreter, die seiner Mutter sogar das Glockengeläut beim Begräbnis verweigerten. Das hat er ihnen sein Leben lang nicht verzeihen können. Lange lastet dieses Erlebnis auf seiner Seele, und er ist nicht sicher, ob er seiner Mutter auch alle Liebe gegeben habe, derer er fähig war und derer sie bedurft hätte. So liegen noch immer Schatten über ihm an dem Tag, da er - ein Jahr nach dem Tode seiner Mutter, im Sommer 1912 seine Hochzeit feiert. Er ist nicht sicher ob er die Verantwortung tragen können, einen anderen Menschen in die Unsicherheit seines eigenen Lebens mit hineinzunehmen. Was er vor allem suchte, (20) war die "Erlösung" von der eigenen Einsamkeit, - Licht und Wärme,

⁷ "Jahre und Zeiten", S.95.

⁸ Pedro Heller: "Der Lehrer und der Dichter", in: "Ernst Wiechert, der Mensch und sein Werk", S.149.

⁹ "Jahre und Zeiten", S.114.

Verstehen und Helfen. Er hat es nicht gefunden, das Verständnis, dessen er bedurft hätte.

Teilweise Unerfülltheit in seiner Arbeit in der Schule, sich nicht beziehend auf die Schüler, sondern auf die Lehrerschaft, und auch die Unerfülltheit seiner Ehe: das ist die Basis, von welcher Ernst Wiechert zu seinem ersten Buch schreitet - "**Die Flucht**".

In dem Oberlehrer Holm zeichnet er, obzwar stark übersteigert, sein eigenes Selbstportrait. Mit scharfen Zynismus geißelt er die Schwächen der Lehrerschaft, mit deren Unzulänglichkeit er sich wohl nie vollkommen ausgesöhnt hat. Nach argen Enttäuschungen und dem Verlust der geliebten Frau flieht Holm in die ländliche Stille. Er jedoch täuscht sich, wenn er in der Einsamkeit und in der Stille sein verlorenes Glück wiederfinden will: "Du ahnst dunkel, daß die Kindheit die Erlösung ist", sagt er einmal, "da nahmst du die Dinge, die an die Kindheit hafteten, Heimat und Stille, und dachtest, das Ding selbst zu erleben. Und es war doch nur das Gewand, das der Tote abstreifte und zurückließ." ¹⁰

Er findet weder Ruhe noch Erlösung in der Heimat. Der Sinnesrausch, die Leidenschaft, die ihn zu einer vollkommen wertlosen Frau trieb, vergeht, und er steht beschmutzt durch die leere Gier plötzlich vor der Erkenntnis, daß er in seinem Taumel an der wahren Liebe einer Frau vorübergegangen ist und sie damit verloren hat. (21) In der plötzlich aufkommenden Verzweiflung verliert er die Besinnung und erschießt sich.

In gewissem Sinne erinnert dieser Roman an Werther. "Die Flucht" von Ernst Wiechert ist, wenn man so sagen darf, ein moderner Werther, dessen Verfasser sich jedoch zum Unterschied von Goethe durch die Gestaltung und "Nach-außenstellung" der Probleme nicht von ihnen befreien konnte. Wiechert sagt selbst: "Auch erlöste das Buch mich nicht. Erst später, viel später habe ich erkannt, daß ein Vers oder eine Zeile, die man schreibt, reinigen oder erlösen können... So schrieb ich nun, und es war wohl gut, daß ich es konnte. Es kam gar nicht auf das Meisterwerk an, sondern eben nur auf das Werk. In meiner gefährdeten Welt fühlte ich den tiefsten Segen, daß ich eine andere Welt erschaffen konnte, eine stellvertretende gleichsam, und ich konnte aus der meinigen heraustreten, wenn sie mir eng und zu Boden drücken schien.

Ein egoistisches Buch also, und so sind sie alle gewesen bis zur großen Wende. Es lohnt nicht, Mühe an sie zu wenden, außer der des Biographen und der des Psychologen. Sie enthalten nur das Subjekt in den gewandelten Formen, kein Objekt, keinen Abstand, keine Weite. Für mich waren sie notwendig, für mich ganz allein; und das Ungehörige war nur, sie drucken zu lassen, als ob sie für andere nötig wären. Sie waren Fiebertafeln, die über meinem Kopfe hingen, und die roten Linien waren nicht gut anzusehen. Die Diagnose war gestellt, aber der Arzt war noch nicht da." ¹¹

(22) Diese Bemerkungen Wiecherts berechtigen ohne Untersuchungen, die Hauptgestalten der frühen Werke des Dichters mit seiner Person zu identifizieren.

¹⁰ "Die Flucht", S.37.

¹¹ "Jahre und Zeiten", S.120.

Die schweren Anklagen gegen Menschen und gegen die Gesellschaft werden immer deutlicher. Doch Wiechert hat auch eine Antwort auf diese Anklagen, er findet auch eine positive Antwort, die im Laufe seiner Entwicklung in seinen Werken immer mehr an Raum gewinnt, die in den folgenden Kapiteln noch zu besprechen sein wird. Seine neue Haltung war auch der Grund, warum die Nationalsozialisten glaubten, Wiechert sei einer der ihren, weil er das einfache Leben, das natürliche Leben forderte. Die anderen Forderungen Wiecherts, man müsse der Stimme Gottes, der Natur und des Gewissens mehr gehorchen als den Menschen, hat man geflissentlich übergangen. Doch ist es zurzeit noch nicht das Prinzip der großen, stillen Ordnung der Natur, das ihn zu dieser Erkenntnis bewog, wie es der reife Wiechert tut, sondern ihm ist die Natur zu dieser Zeit das Sinnbild seiner Heimat und der Ruhe im Gegensatz zum Lärm und Hasten der Großstadt. Sie erscheint ihm noch immer als die Hüterin seiner Kindheit, der glücklichen Zeit; keine inneren Zweifel plagten ihn, als er noch mit ihr in der "Einheit" war. Und die Natur ist ihm auch fernerhin das Ziel seiner Sehnsucht, "seit ihm das Kind-Sein von den Schultern fiel" (Rilke), weil er als Kind, in ihrem Schoße ruhend, noch keine prometheischen Zweifel kannte.

Der Zug von Satire, den das Werk "Die Flucht" trägt, ist in allen frühen Werken zu finden. Ab und zu mag wohl dem Leser eines Wiechert'schen Romanes ein Lächeln über die Lippen huschen, (23) aber selten ist es richtiger Humor, der das bewirkt, es ist meist eine mehr oder minder gutmütige Ironie, die sich jedoch in vielen Fällen bis zum Sarkasmus steigert. Oft liegt ein feiner, trauriger Schleier der Melancholie und nicht selten auch der Resignation über dem Werke ausgebreitet.

Doch diese Züge sind aus der Umgebung und dem Leben des Dichters schon bis zu einem gewissen Grade erklärlich, besonders in der Zeit der letzten Vorkriegsjahre, wo auch langsam die Autorität des Staates abzubröckeln begann, wo sich bereits der erste Wind erhob, der das Herannahen des großen Sturmes, des ersten Weltkrieges, anzeigte. Menschen wie Wiechert im Streben nach Autorität bemerkten zwar die Unhaltbarkeit der bestehenden Autoritäten, wie zum Beispiel die Schwächen des Staates und der bestehenden Gesellschaftsordnung, aber sie wußten allem Zerfall nichts Neues entgegenzusetzen.

Der erste Weltkrieg beginnt: "Keine Frage, daß wir an unser Recht glauben", schreibt Ernst Wiechert, "Der Kaiser sagt es, und die Zeitungen sagen es. Und wir, mit der Ironie und der Skepsis so gefüllt, sind bereit, es zu glauben. Wir waren für den Frieden nicht reif und sind es ebenso wenig für den Krieg. Wir glaubten außerhalb zu stehen mit unserer Klugheit, und stehen nun mitten darin. Die große Suggestion ergreift uns wie eine Strömung, und wir sehen das Bisherige wie Pfähle am Ufer vorüberziehen und versinken. Wir sind nicht, was wir zu sein wähnten: Herren der Zeit. Wir sind ihre Diener und meistens ihre Knechte, und gehorsam fügen wir uns in den Rausch, der die Erde überfällt." ¹²

(24) Wiechert meldet sich freiwillig zum Militärdienst, wird aber wegen seiner erst vor kurzem überstandenen schweren Nierenentzündung nicht angenommen. Er unterrichtet weiter, aber es läßt ihm keine Ruhe, - einige Zeit später versucht er noch einmal in die Armee zu kommen, und es gelingt

¹² "Jahre und Zeiten", S.124.

ihm. Die Wochen der Ausbildung bei der Kavallerie machten ihm auch weiters keinerlei Schwierigkeiten, sie waren für alle Freiwilligen nichts als eine unwillkommene Abhaltung von ihren wirklichen Zielen. Doch eines Tages erfährt er, daß einer seiner früheren Kollegen von der Front zurückgekommen sei, nicht verwundet, sondern verstört. Wiechert besucht ihn und sieht in ein Gesicht, das vom Tode berührt ist, und in Augen, aus denen kein Schmerz mehr, sondern nur der Widerschein eines zerrissenen Herzens sieht. Dies stimmt ihn nachdenklich. Als einige Zeit später das Nierenleiden in bedenklichem Maße wieder auftritt, reicht er seinen Abschied ein. Er tritt wieder in den Schuldienst, bereits um die Erfahrung bereichert, daß man seinem Schicksal nicht vorgreifen dürfe, sondern es ruhig zu erwarten habe. Erst im darauffolgenden Frühling wird er einberufen. In dieser Zeit hat Wiechert, wie er selber schreibt, etwas Bedeutsames für seine Zukunft erreicht: "das für immer Freiwerden von Suggestionen und Massenpsychosen." ¹³

Wiechert wird Offiziersaspirant, und bald darauf steht er bereits an der östlichen Front. Später kommt er nochmals zur Ausbildung ins Hinterland. Doch bereits zu dieser Zeit steigt ihm der Widerwille gegen den Krieg und die in der Armee herrschende Vermassung auf. (25) Von der vormaligen Begeisterung ist wohl kaum mehr viel übrig geblieben. Die höhere Stellung als Offizier bedeutet für ihn zugleich ein Vielfaches an Verantwortung. Die Art des Krieges und des Tötens, die Einstellung in diesem Kriege zum Töten entfacht in ihm in der Folgezeit nichts als Haß, und der Gefahr, in der Befehlsgewalt über viele Gewehre eine Art von Überlegenheit und Entsatz des Geltungsbedürfnisses zu sehen, erliegt er nicht. Für ihn war trotz der anfänglichen Begeisterung der Stand des Offiziers zur kalten, grausamen Pflicht geworden, und in dieser Zeit erkennt und erfährt er das Wesen des Kant'schen Postulates von Pflicht und Neigung. "Schiller hat sich aus dem Zwiespalt in den Begriff der "Schönen Seele" geflüchtet, bei der Pflicht und Neigung zusammenfallen. Aber ich war keine "schöne Seele". Ich haßte den Krieg und hatte ihn doch auf mich zu nehmen." ¹⁴ Die Welt hatte mit einem Male ein ganz anderes Gesicht bekommen. Alles Gewohnte und alles Liebgewordene war plötzlich so weit entfernt, und für das Wesen seines Kriegserlebnisses ist es vollkommen gleichgültig, ob er sich zuerst in Polen, dann in Galizien oder später auf dem französischen Schlachtfelde befindet. Dies alles sind nur Zwischenstationen seines inneren Leidens, seiner "Passion". Denn ihm ist nun der Krieg nicht mehr Schlacht und Sieg, Rückzug oder Vormarsch, Tod oder Verwundung - in ihm vollzieht sich vielmehr jene Wandlung in der die alte Welt zusammenbricht - eine Umwertung alles bisher unumstößlich Scheinenden.

(26) Dieses Ringen verkörpert für ihn symbolisch den Zusammenbruch einer Kulturepoche des abendländischen Menschen. Langsam entsteht, geboren aus der Melodie des Leides, die von nun an immer in dem Dichter schwingt, das Motiv seines zweiten Romans, angeregt durch ein slawisches Lied, das österreichische Offiziere im Gefechtsstand in den Karpathen sangen:

¹³ "Jahre und Zeiten", S.129.

¹⁴ "Jahre und Zeiten", S.148.

Siehst du, mein Bruder,
siehst du, mein Freund,
fliegen die Kraniche in einer blauen Kette dahin.
Schrei'n: Kruh, kruh, kruh.

In der Ferne werde ich sterben,
ehe ich noch das Meer überfliege,
nütze ich meine Flügel ab....

Es flimmert mir vor den Augen
der endlose Weg....

Es verschwindet, es verschwindet
im blauen Äther
die Spur der Kraniche.

Diese schwermütige Weise, die traurigen Worte geben symbolhaft sein eigenes Schicksal wieder. Immer tiefer greift das Grauen dieser entsetzlichen Materialschlacht an seine innerste Seele, und langsam vollendet sich das Leid in ihm: es gibt keine Maße der Menschlichkeit mehr.

Als Wiechert mit einer Verwundung ins Lazarett kommt, ist er nicht mehr er selbst, ausgemergelt und ausgepreßt, vom Tode berührt, mit erstarrter Seele. Hier beginnt er das Buch "**Die blauen Schwingen**", das er nach seiner Rückkehr ins Feld vollendet.

(27) Es ist wider Erwarten kein Buch des Krieges, denn das direkte Erlebnis des Krieges macht den Dichter unfähig, darüber zu schreiben. Erst eineinhalb Jahrzehnte später beginnt sich die Erstarrung zu lösen, und er verarbeitet seine Kriegserlebnisse in seinem Werk und überwindet sie damit in gewisser Hinsicht.

Der Mann im Mittelpunkt des Werkes ist ein Geigenkünstler. Sein Leben läuft von Kindheit an in einem Reigen der Frauen. Hans Ebeling schreibt darüber in seinem Buch über Ernst Wiechert: ¹⁵ "Es ist bekannt, wie sich das freie Denken und Träumen im Felde um die Frau schlang, manchmal in niedrig sexueller Form, oft aber auch in der höheren Sphäre seelenzarter Erotik und dem Glauben an ihre Erlösungskraft. So steht denn auch dieses zweite Werk Wiecherts viel stärker als das erste unter dem Einfluß des Ringes um ihre Bestimmung, die Erkenntnis ihres Wesens und ihre Gewalt. "Metaphysiker" der Liebe nennt Wiechert einmal bezeichnenderweise seinen Helden."

Er liebt die Frauen, aber mit einer anderen Art von Liebe. Er sucht nicht den anderen Menschen, sondern er sucht die Erlösung von den eigenen Zweifeln im anderen Geschlecht durch die Liebe. Trotz vieler Enttäuschungen glaubt er immer wieder frei zu werden und zurück zur ewigen Einheit und zur großen Ordnung der Natur zu finden, in der er als Kind sein durfte. Die Sehnsucht ist dieselbe wie im ersten Werk, (28) nur viel intensiver, und in den "Blauen Schwingen" klingt auch schon ein positiver Zug mit. Harro erkennt, daß er nie, bei keiner Frau die innere Ruhe finden werde, er muß diese ewige Sehnsucht tragen, und er ringt sich unter tiefen Schmerzen zur Erkennt-

¹⁵ Ebeling, Hans: Ernst Wiechert. Der Weg eines Dichters, Berlin 1937, S.98.
Siehe auch: Ernst Wiechert. Das Werk eines Dichters, Wiesbaden 1947.

nis durch, daß das Leid die wahre Krone des Lebens sei. Das Leiden bringt ihm letzten Endes erst die Reife des großen Künstlertums.

Sehr unterschiedlich wirken diese beiden Erstlingswerke des Dichters in bezug auf Form und Sprache. Die Melancholie, die über der Handlung liegt, breitet sich auch auf die überaus große Bildhaftigkeit der Sprache aus, die, getragen von einer weichen Musikalität, die Schwerkraft auf eine zarte Gebärdenhaftigkeit konzentriert.

Diese beiden, wie auch die in den nächsten zehn Jahren folgenden Werke Ernst Wiecherts liegen sowohl im Formellen als auch im inneren Gehalt der dem Dichter möglichen Vollendung noch ferne.

Der Fortschritt der "Blauen Schwingen" gegenüber der "Flucht" liegt darin, daß der Held des Buches, Harro, bekennt: "Nur dann sind wir glücklich, nur dann, wenn die Tage ein Geschenk sind, wenn du still bist und die Hände ausbreitest, um es zu empfangen. Nicht, wenn du läufst und jagst. Nur die Stille ist heilig. Und deshalb ist der Tod auch so ergreifend. Der Tod ist Rückkehr. Sieh, die meisten Menschen haben Angst vor der Stille. Sie fürchten, daß da draußen die goldenen Würfel fallen, während sie am Brunnen der Stille knien, und sie schämen sich wie die Soldaten hinter der Schlacht, denn man predigt ihnen ohne Aufhören, das Leben sei Kampf. (29) Deshalb ruhen sie ein Weilchen und schöpfen Atem, und dann nehmen sie wieder ihre Fahne auf und stürzen hinaus. Aber du hast nur eines mitbekommen, was dir allein gehört, das ist deine Seele.... Und Seelen blühen nur in der Stille. Gott ist in dir, tief in deiner Seele. Und wenn du suchen willst, dann suche in dir, ganz in der Stille." ¹⁶

Die ganze Einstellung des Buches beruht wohl nicht zum geringen Teil auf der engen Beziehung des Dichters zu Wilhelm Raabe, dem der Dichter auch fernerhin, - eigentlich sein ganzes Leben hindurch, - innerlich immer eng verbunden blieb. Diese Beziehung zu Raabe hat sehr tiefe Wurzeln, und der Dichter gibt dazu ein Bekenntnis, das besagt, daß das Finden zu Raabe nicht erst in jener Zeit durch eine Vertiefung in seine Werke entstanden sei, sondern daß es aus einer Art inneren Bedürfnisses und inneren Gleichklanges des seelischen Zustandes erwuchs.

Das weitere Erlebnis des Krieges ist für lange Zeit das Ausschlaggebende sowohl für das Leben des Dichters als auch für sein dichterisches Schaffen. Bei Ernst Wiechert ist es überhaupt unmöglich, sein Leben und sein dichterisches Schaffen von einander zu trennen. Wie selten das Werk eines modernen Dichters ist fast das gesamte Schaffen Wiecherts eine Reflexion seines eigenen Erlebens und Denkens.

Solange der Krieg tobt, solange die äußere Gefahr in jedem Augenblicke droht, solange Kugeln nach dem Leben trachten, solange die Erde durch Granaten zerfetzt wird, (30) solange nimmt Wiechert nur auf, wie ein Schwamm, und er beobachtet und beobachtet scharf, ohne im Moment seine Eindrücke zu verarbeiten. Doch als das große Ringen auf dem Schlachtfeld vorüber ist, der Zusammenbruch aller künstlich noch wach gehaltenen Kräfte beginnt, in dieser Moment bricht auch in und um ihn alles zusammen. Jetzt erst geht er an die Verarbeitung des Erlebten und Gesehenen. In ihm bäumt sich alles gegen das Vergangene auf. Der Krieg ist zu Ende. Was war eigent-

¹⁶ "Die blauen Schwingen", S.159.

lich sein Sinn? Denn für die Völker ist der Krieg noch gar nicht mit dem Ringen des Schlachtfeldes beendet; er tobt in der Heimat weiter. Vieles war zerschlagen worden in diesen vier Jahren. Das Bürgertum war gestürzt worden, doch was trat an seine Stelle? Die Soldaten hatten noch immer den Glauben und die Hoffnung auf der Zukunft. Doch was ließ sie jetzt noch hoffen? Statt der Besinnung, der Einkehr des Volkes, die viele sich von dem aufwühlenden Erlebnis des Krieges versprochen hatten, verlor sich das Gros der Menschen in einem schier unersättlich scheinenden Heißhunger nach materiellen Genüssen. Und Wiechert sieht nun rings um sich alle Menschen dem folgen, vor dem er vor dem Kriege immer geflohen war: der Gier und dem Rausch nach Genuß.

In dieser innerlich zerrissenen Verfassung ist es Wiechert unmöglich, wieder als Lehrer vor seine Schüler zu treten und zu lehren. Seinen eigenen Anforderungen entsprechend muß ein guter Lehrer - und das will er immer sein - seinen Schülern klar in die Augen sehen können, (31) muß ihnen ein Lehrer sein, nicht nur in französischer Grammatik oder Geographie sondern auch - und das ist das Ausschlaggebende - an innerer menschlicher Haltung.

Dies ist der Grund zu seiner nun wirklichen Flucht in die Einsamkeit, in seinen geliebten ostpreußischen Wald. Er vergräbt sich, und hier entsteht sein neues Buch "**Der Wald**".

Hans Ebeling faßt die drei nach dem ersten Weltkrieg entstandenen Romane "Der Wald" (1920), "Der Totenwolf" (1922) und "Der Knecht Gottes Andreas Nyland" (1925/26) und die beiden ebenfalls in dieser Zeit entstandenen Novellen "Die Legende vom letzten Wald" (1924) und "Heinrich der Städtegründer" (ebenfalls 1924) mit der Bezeichnung "Werke der Sturm- und Drangzeit" zusammen.

Die Ehe des Dichters hatte von Anfang an unter keinem allzu glücklichen Stern gestanden. Sein Kind, das während des Krieges geboren worden war, starb, bevor er es noch gesehen hatte. Nach dem Kriege gestaltete sich die Ehe des Dichters zu einem verständnislosen Nebeneinander-dahin-Leben. Die Frau, die nie aus dem Gefüge der bürgerlichen Ordnung herausgekommen war, deren Leben immer in wohlbehüteten und wohlgefühten Bahnen verlaufen war, hatte kein Verständnis für die Sehnsucht nach Unabhängigkeit ihres Gatten. Wiechert, von sich aus ein starker Individualist, brachte es nicht über sich, nach dem für ihn furchtbaren Erlebnis des Krieges, den alltäglichen bürgerlichen Sorgen irgend welches Interesse abzuwinnen. So wächst eine immer größer werdende Fremdheit zwischen den beiden Gatten heran, da beide Menschen eine dauernde Sehnsucht nach Verstanden-Werden und Verstehen-Können haben, (32) von dem sie sich die Erlösung von den eigenen Zweifeln erhoffen. Ernst Wiechert wollte die durch den Krieg für das künstlerische Schaffen verloren gegangenen Jahre wieder wettmachen und widmete all seine Zeit ausschließlich seinem Werk. Zur Kunst seiner Zeit, sei es nun der Expressionismus oder eine andere Richtung, konnte Wiechert überhaupt keinen Kontakt finden, und es kann ihm wohl auch der Vorwurf nicht erspart werden, daß er sich vielleicht nicht genug mit den Strömungen seiner Zeit auseinandergesetzt habe. Wiechert hatte sich ein ästhetisch betontes Idealbild von der Gesellschaft und dem Menschen zurechtgebaut, dem er für seine Person nachstrebte, und das auch das Vorbild für die Gestalten seines Werkes war. Wie weit sich dieses Ideal

in die Wirklichkeit umsetzen läßt, wird in dem folgenden Kapitel untersucht werden.

In eine der literarischen Richtungen kann Ernst Wiechert nicht eingeordnet werden, auch hat sich Wiechert nie als Vertreter einer bestimmten Weltanschauung zu erkennen gegeben. Er will unter allen Umständen seine Integrität wahren. Menschen, die es versuchten, ihn auf Grund der Erstlingswerke der Zwanzigerjahre in die "Blut- und Bodendichter" einzuordnen, mußten ihren Irrtum im Laufe der Jahre einsehen lernen. Aus diesem Grunde bedürfen die Behauptungen Hans Cramers in seiner Dissertation "Das zeitgenössische Romanwerk Ernst Wiecherts" ¹⁷ keiner ausführlichen Widerlegungen, (33) da diese Arbeit von ihrem Verfasser auch nicht in seiner Eigenschaft als Student der Literaturwissenschaft sondern, wie er wörtlich sagt, "als Christ und Nationalsozialist" geschrieben wurde und somit wenig Anspruch auf Gültigkeit erheben darf. Als Hauptwerk aller allgemeinen Literatur liegt dieser Arbeit Adolf Hitlers "Mein Kampf" zugrunde, während überhaupt nur ein Teil der bisher entstandenen Wiechert'schen Werke darin Beachtung findet. Bei seiner Rückkehr nach Königsberg lebt Wiechert sich in seine Arbeit ebenso schwer ein, wie in das bürgerliche Leben nach seiner Heimkehr aus dem Kriege.

Während der Roman "Der Wald" das starke Naturerlebnis wiedergibt, bildet sein nächstes Werk "**Der Totenwolf**" den ersten Versuch zur Gestaltung des Fronterlebnisses in Hinblick auf die Wiederbelebung und Erneuerung des deutschen Volkes, dessen Glaube und Verwurzelung mit dem Boden. Im Mittelpunkt steht, wie bei den meisten Werken in der Folgezeit, das Ringen um Gott und den Sinn des Lebens, aber nicht mit der Reife und sittlichen Verpflichtung, die die Werke nach dem Jahre 1930 bestimmen, sondern in einer Weise, die von Anfang an schon die Bestimmung des Scheiterns in sich trägt.

Die gesicherte berufliche Position, die Liebe und die Verehrung seiner Schüler hätten einem Durchschnittsmenschen bereits genügt, um sein Lebensziel als erreicht zu betrachten. Für Ernst Wiechert jedoch ist dies zu wenig. Er stößt an verstaubte Überlieferungen, hebt verborgene Möglichkeiten, an die in der Schule noch niemand gedacht hatte, hält Reden im Gymnasium, die der eingefleischten Lehrerhierarchie mehr als unangenehm sein mußten.

(34) Gerade zu dieser Zeit bahnen sich gewaltige Umwälzungen in der Seele des Dichters an, auch die Ehe bricht auseinander, und seine Frau geht in den Tod. Der Grund war die Unerfülltheit der Ehe. Eine andere Frau war in das Leben des Dichters getreten, die seinem Wesen und Schaffen die ersehnte Ergänzung brachte, und seine Gattin konnte nicht gehen lassen, was zu halten sie nicht vermochte, wie Ernst Wiechert in seinem Erinnerungsbuch bekennt. Die Umgebung des Dichters, seine nächste Umwelt verurteilte ihn, und nach einigen Auseinandersetzungen mit der Behörde reicht Wiechert seinen Abschied ein. Von allen Freunden wurde er gemieden, nur seine Schüler hielten ihm die Treue. Über diese Zeit schreibt er in dem Essay "Vom Umgang mit jungen Menschen" (1929): "Sie kommen nicht, wenn sie Glück in den Händen haben. Sie kommen nur wenn der Zweifel an ihren Wurzeln

¹⁷ Cramer, Hans: Das zeitgenössische Romanwerk Ernst Wiecherts. Philosophische Dissertation, Bochum 1934.

frißt, die Enttäuschung sie lähmt, der Schmerz sie schüttelt, die Sehnsucht in ihnen brennt. Sie gehen nicht zu ihren Eltern, auch wenn Liebe und Freundschaft sie verbindet. Die Eltern sind zu nahe, sie sind die Spiegel, die so dicht vor ihre Augen gehängt sind, daß sie kein Bild geben. Und sie sind so alt, zu erfahren, zu klug, zu ruhig. Sie gehen auch nicht zu ihrem Pfarrer. Der Pfarrer ist zu dicht bei Gott. Er hebt die Bibelworte auf wie Steine, gleich bereit zum spielenden Betrachten wie zum Wurf. Er ist gleichsam außerhalb der Sünde, und sie brauchen jemanden, der sündigt gleich ihnen. Sie gehen auch nicht zu ihren Freunden, denn der Freund ruft gleich ihnen zu Hilfe, und sie sind nur wie zwei Ertrinkende, die einander umschlingen, (35) oder wie zwei Verirrte, die auf demselben Kreise einander begegnen. Sie kommen zu mir, weil es heißt, daß ich ein Dichter sei, das heißt ein Mensch, ungleich ihren Eltern, weil jung, unklug, unruhig, ungleich ihrem Pfarrer, weil weit von Gott, leidenschaftlich nach ihm suchend, aber tief in der Sünde, unähnlich ihren Freunden, weil er nicht um Hilfe ruft, sondern inmitten der Kreise der Verwirrung auf einem grauen Stein sitzt und zu den Vögeln spricht oder zu den Sternen aufsieht." ¹⁸

Ernst Wiechert ringt in diesen Monaten, die er in der kleinen Dachwohnung verbringt, erbittert um alles, was Bestand haben soll in seiner Welt. Er erkannte, daß er in dieser Stunde "auf der letzten Brücke stand, die zum Menschen führte. Es zerbröckelte zwischen meinen Händen, was ich als ewig angesehen hatte, es verblaßte vor meinen Augen, was glänzend am Rand meiner Träume gestanden hatte. Und was zurückblieb, aller Namen und Dogmen entkleidet, ein paar Menschen, Erkenntnisse und Bewußtheiten, es hob sich wie aus einem tiefen Wasser, anderer Zeiten und Welten zugehörig. Und als ich auf die alte Welt zurückblickte, erkannte ich, daß es eine fremde Welt war." ¹⁹

Dies sind die Worte, mit denen der Dichter seine innere Wandlung ankündigt. Sie ist nicht hervorgerufen durch einen momentanen inneren Umschwung sondern ein organisch fortschreitender Reifeprozess, der aber noch lange nicht abgeschlossen ist. (36) Symptomatisch für das Ringen und Suchen ist das in dieser Zeit entstandene Romanwerk: "**Der Knecht Gottes Andreas Nyland**", dessen Kernproblem wieder das Ringen um Gott verkörpert; nicht um den heidnischen Gott des Waldes oder der Germanen, sondern ein Suchen nach dem christlichen Gott. Dieses Werk wurde oft als Nachfolge-Christi-Roman bezeichnet.

Als Leitmotiv stellt der Dichter eines seiner wenigen Gedichte dem Werke voran, das zugleich die Gründe des Scheiterns dieses Gottsuchers deutlich macht, denn das Ringen schien umsonst zu sein, wenn man nicht an das Raabe-Wort denkt: "Es geht im Leben nichts verloren, nicht eine Träne, nicht ein Blutstropfen." Andreas Nyland versuchte durch Mitleiden und Lieben das zu erzwingen, was ihm durch Haß und Auflehnung versagt worden war.

¹⁸ Vom Umgang mit jungen Menschen, in: "Die Literatur", Jg.32, S.134.

¹⁹ "Jahre und Zeiten", S.195.

Und willst du weiter dich versagen,
versage dich, ich kann nicht mehr.
Ich hab die Schale dir gefüllet
mit Blut und Leid... jetzt bin ich leer.

Ich hab das Schwert auf dich geworfen,
ich nahm das Kreuz: Dein Lächeln blieb!
Mein Haß wie meine Liebe gingen
durch deine Ferne wie ein Sieb.

Ein Bettler bin ich ganz geworden,
von keiner Stirn fällt mir ein Glanz.
Und stäubend über meine Stirne
geht deiner ew'gen Füße Tanz.

Doch die Voraussetzungen und Forderungen an Gott machen es ihm von Anfang unmöglich, die Lösungen seiner Fragen auf der Basis des christlichen Glaubens zu erreichen.

(37) Im Anschluß an dieses Buch schreibt Wiechert Novelle auf Novelle, und 1928/29 entsteht der erste Teil der von ihm geplanten Romantrilogie "Die Passion eines Menschen" mit dem Titel "**Die kleine Passion**". Im Anschluß daran entsteht der zweite Teil des Werkes, "**Jedermann**"; der dritte Teil ist nie geschrieben worden. Es ist teilweise die eigene Lebensgeschichte des Dichters, umgewandelt, aber noch immer klar erkenntlich. Johannes, der Held des Buches, ein sensibles, sehr individualistisch veranlegtes Kind, geht seinen Weg durch viele Leiden, die ihm sein empfindlicher Charakter noch viel stärker erleben läßt. Das Erlebnis des ersten Weltkrieges wird ihm schwer zu überwinden, doch er findet einen Weg, den er tapfer weiterschreitet, - es ist das Sich-Bescheiden.

Bei Wiecherts Entlassung aus dem Schuldienst war dem preußischen Unterrichtsministerium ein kleiner Fehler unterlaufen, der einem ihm wohlgesinnten Minister die Handhabe gab, ihn wieder in den Schuldienst einstellen zu lassen. Wiechert soll nach Berlin versetzt werden, doch gleich kann er sich dazu nicht entschließen, aber letztlich nimmt er das Angebot doch an. In Berlin findet er eine Wohnung im Grunewald und widmet sich dem literarischen und kulturellen Leben der Hauptstadt mehr als er es je in Königsberg getan hatte.

Nach einigen Novellen entsteht sein neuer Roman "**Die Magd des Jürgen Dorskocil**". Für die beiden letzten Novellen "Regina Amstetten" und "Der Hauptm.ann von Kapernaum" erhält er die Novellenpreise der "neuen Linie" und der "Europäischen Revue", der "Jedermann" erwirbt den Schünemann-Preis, (38) und sein letztes Werk "Die Magd des Jürgen Dorskocil" wird mit dem "Volkspreis der deutschen Dichtung", gestiftet von der Raabe-Stiftung, ausgezeichnet. Diese Anteilnahme der Öffentlichkeit an seinem Schaffen bestärkt Wiechert in der Entschluß, sein Lehramt aufzugeben und sich von nun an ganz seiner Dichtung zu widmen. Ob seiner schwer angegriffenen Gesundheit erreicht er im Jahre 1933 seine Pensionierung und übersiedelt nach Bayern, wo es ihm nach einiger Zeit gelingt, seinen bereits lange ge-

hegten Traum eines eigenen Hauses in die Wirklichkeit umzusetzen. Hof Gargert am Starhemberger See wird von nun an für viele Jahre sein ständiger Wohnsitz.

Die langersehnte Ruhe und die Möglichkeit einer Lebensführung, die seinen Bedürfnissen entspricht, bewirken es daß das nun folgende Werk "**Die Majorin**" ein Buch der Reife wird. Daran reihen sich in schneller Folge viele Novellen. Als nächstes größeres Werk entsteht 1932 der Roman "**Der Exote**", der aber erst nach Wiecherts Tod 1951 veröffentlicht wird. In seiner Bedeutung im Gesamtwerk steht dieses Werk weit hinter den bereits vorhergegangenen. Es ist die letzte große Auflehnung gegen Bürgertum und verstaubtes Schulwesen.

"**Wälder und Menschen**" - der erste Teil seiner Erinnerungen - schildert mit rührender Innigkeit die Jugend des Dichters.

Diese Anhäufung von Werken, die alle in dem kurzen Zeitraum von nur vier Jahren entstanden sind, und von denen nur die wichtigsten in diesem Rahmen Erwähnung fanden, lassen den uneingeweihten Leser schließen, daß der Sturm im Inneren des Dichters sich bereits geklärt und Wiechert seinen inneren Frieden bereits gefunden habe. (39) Daß dies nicht der Fall ist, läßt eine andere Seite seines Wirkens klar erkennen.

Am 6. Juli 1933 hält Wiechert die erste seiner beiden Reden vor der Münchner Studentenschaft, die zum ersten Mal die damaligen Regierungskreise auf Wiechert aufmerksam werden läßt und Anlaß gibt, ihm nicht mehr ganz aus den Augen zu verlieren. Doch bleibt diese Rede für Wiechert noch ohne Folgen. Aber es fallen Worte, die Wiechert später schwer belasten sollen und mit dazu beitragen, ihn ins Konzentrationslager zu bringen.

Wiechert wandte sich an die deutsche Jugend mit den Worten: "...Ihr seid die erste Jugend, die, seit ich lebe, etwas empfängt, was wir niemals empfangen: Macht. Und obwohl ich Zeit meines Lebens dafür gekämpft habe, daß die Jugend einen Raum bekomme, einen ganz großen und selbständigen, ihr eigenen Raum, so erfüllt es mich mit Sorge, daß dieser Raum mit Macht gefüllt ist, weil es mir eine Gefährdung, nicht etwa der Rechte der Älteren erscheint, sondern die Gefährdung eines biologischen Gesetzes: daß das Recht ein Attribut der Reife ist, ein zu erwerbendes, nicht etwa ein geschenktes. Meine Freunde, ich spreche nicht von Schandpfählen und Scheiterhaufen. Revolutionen werden nicht mit Lampionbeleuchtung gemacht. Ich spreche auch nicht von Feuerwerken, Aufrufen und Reden. Von allen diesen ist meiner Ansicht nach etwas zu viel da, aber mein Gefühl war immer, die großen, schweren Dinge schweigend zu tun. Auch der Krieg ist schweigend geschlagen worden, und Aufrufe und Reden waren immer eine Sache der höheren Stäbe.....

(40) Es ist kein Mangel an denen, die sich Dichter der Zeit nennen, die die Welt emporhebt und die von dieser Welle getragen zu ihr sprechen, laut und viel, bevor die Welle sie wieder begräbt. Meine Freunde, es wird viel gejubelt in dieser Zeit. Es ist nichts gegen den Jubel zu sagen, denn es ist das Lied des Siegers. Aber vergessen Sie nicht, es wird auch viel gelitten in einer Zeit, in der die Jugend auf den Stuhl des Richters gesetzt wird und den Stab zu brechen hat über Leben und Werk..." Und Wiechert gibt der Münchner Studentenschaft und mit ihr der gesamten deutschen Jugend einen Spruch der Chinesen mit auf den Weg, der etwas seltsam klingt, wenn man an die Fanfarenklänge und Trommelschläge denkt, die sonst laut und vernehmlich

durch das deutsche Land klangen: "Das Stille zu bewahren, das Müde zu erneuern, das Große zu verehren und das Leidende zu lieben."²⁰

In diesen Jahren entstehen einige Hörspiele, die immer ins Symbolische hinübertreten und deren bereits veröffentlichte in der Folge noch genauer besprochen werden sollen.

Schon die Münchner Rede weist auf eine innere Entwicklung des Dichters hin, die als Weg zur Stille, ein Weg des Leidens bezeichnet werden kann, und die richtunggebend wird für seinen Weg als Mensch und seine Entwicklung als Dichter.

Wiechert trägt sich seit langem mit der Gestaltung eines Hirtenstoffes. "Nicht, daß ich glaube, daß große Schicksale sich nur um Primitiven der Landschaft abspielen können; (41) aber so wie wir aufatmen, wenn wir den Rauch der Städte hinter uns lassen, wenn sich in der reinen Luft vor den großen Horizonten die Linien der Landschaft zu enthüllen beginnen, so scheint mir, daß ein Bild des Trostes und der Größe, ein gleichsam musterhaftes Bild am ehesten in die Klarheit und Weite eines solchen Raumes zu stellen sei, damit seine menschlichen Linien auch klar und weit hinaus leuchten können."²¹

Aber statt dieser geplanten Hirtendichtung entstand eben die große Erzählung "**Die Majorin**". Sie wird oft verglichen mit Wilhelm Raabes "Abu Telfan", wogegen sich Wiechert aber sehr entschieden wehrt.

Die Hauptgestalt, die Majorin, ist eine reife Frau, die in ihrem inneren Gleichgewicht ruht, eine gelassene Ruhe und leise Fröhlichkeit ausstrahlt, aus der sie die Heimkehr des seit zwanzig Jahren verschollenen Michael Fahrenheit für allerdings nur kurze Zeit herausreißt. Michael, Gefangener des ersten Weltkrieges, in seiner Heimat totgeglaubt, kommt nach furchtbaren Jahren der Gefangenschaft in seine Heimat zurück. Er ist innerlich ruhelos und zerworfen mit sich selbst, der Welt und mit Gott. Mit großem Verständnis, mit aller Reife und Seelengröße, derer eine Frau nur fähig sein kann, führt die Majorin, die sich auch als Frau zu ihm hingezogen fühlt, Michael in seinen natürlichen, bäuerlichen Lebenskreis zurück. Nur durch die Überwindung ihrer Liebe als Frau war sie dessen fähig.

(42) Ebenso wie im "Totenwolf" und im "Knecht Gottes Andreas Nyland" ist auch in diesem Werk die männliche Hauptgestalt durch die grausamen Erlebnisse des Krieges innerlich zerbrochen. Doch ist die "Majorin" das erste Werk des Dichters, das diesen Konflikt zu einer positiven Lösung führt. "Man muß da sein für etwas", heißt es da, "für ein Pferd zum Beispiel oder für ein Feld oder für einen kleinen Bruder, der nicht schlafen kann, für etwas anderes als sich selbst muß man da sein."²²

Mit diesem Buch hat Wiechert nach seiner eigenen Meinung die Linie erreicht, auf der er gewillt ist, in seinem Schaffen weiterzuschreiten. Seine Bücher sollen für alle da sein, die ein schweres Herz haben, die aus ihrem Leid und aus ihrer Not des Herzens keinen Ausweg wissen.

Die Forderung, die Wiechert in der "Majorin" aufstellt, um ruhig schlafen zu können, ist, daß man sich um ein "reines Herz" bemüht, ist die Forderung nach Selbstlosigkeit: "reinen Herzens zu werden, daß man die Ernte für andere schneidet".

²⁰ Der Dichter und die Jugend, Rede, 1933.

²¹ Brief des Dichters an eine Freundin.

²² "Die Majorin", S.50.

1934 - nach der Schöpfung zweier Novellenbände - schreitet Wiechert an den schon lange gehegten Plan der Hirtendichtung, es soll dieses Mal nicht ein Roman werden, sondern knapp und konzentriert in einer Novelle alles geben, was sich der Dichter selbst erwartet. Und es darf ruhig gesagt werden: die "**Hirtennovelle**" ist eine der schönsten und reifsten Dichtungen, die in den vergangenen Jahrzehnten auf deutschem Sprachraum geschaffen worden sind. (43) Sie entspricht allen Anforderungen, den ethischen, formalen und sprachlichen, die man an eine Novelle von Format stellt. In der Hirtennovelle und in der "Majorin" liegt bereits der Beginn dessen, was dann später in den "Jerominkindern", den Märchen und der "Missa sine nomine" zur großen Vollendung reift: die Durchdringung von Sprache und Form vom Inhalt her, von der Idee; es ist dies die Einheit von Inhalt und Sprache, die allein Wiechert schon unter die Reihe der bedeutendsten deutschen Dichter der Gegenwart gestellt hätte.

Die Geschichte Michaels, des Hirtenknaben, ist bald erzählt; sie ist sehr einfach, kein großes Schicksal, keine inneren Krisen, keine zu lösenden Probleme; so klar und leise ist der Anfang: "Seinen Vater erschlug ein stürzender Baum um die Mittagszeit eines blauen Sommertages. Ihm war bestimmt, vom Rande der Lichtung aus zuzusehen, wie der Wipfel der hohen Fichte zu beben begann, und wie sie, ohne hin und her zu schwanken wie sonst, sich plötzlich einmal um sich selbst zu drehen schien, ganz schnell mit waagrecht kreisenden Zweigen, bevor sie niederbrauste, gleich einem aus den Fundamenten geworfenen Turm, und mit dem Donner des Sturzes den leisen Schrei verschlang, der zu ihren Füßen aufstand gegen das niederbrechende grüne Gebirge. Die Lippen noch halb geöffnet, an denen der Saft der Heidelbeeren noch nicht getrocknet war, stand das Kind, dem Anblick des Gewaltigen hingegeben, und erzitterte mit der Erde, auf der es mit bloßen Füßen stand, bis die Wolke mit Blütenstaub waldeinwärts gezogen war und das Grüne und Ungeheure nun regungslos quer über die Lichtung geschleudert lag".²³ In diesen wenigen Zeilen wird gleich zu Beginn der Novelle deutlich, wie einfach und klar das Wiechert'sche Schaffen zu dieser Zeit geworden ist. Hans Ebeling führt in seinem Wiechert-Buch einen Vergleich zu Thomas Mann an, der zur gleichen Zeit ebenfalls an einer Hirtendichtung arbeitete. Wie verschieden doch die beiden Dichtungen wurden! Thomas Mann läßt ebenso wie Wiechert an biblische Motive anklingen, doch bei Mann wurden aus dem Stoff drei Romane, die "Josefstrilogie", während die Wiechert'sche Novelle knappe einundachtzig Seiten umfaßt. Am besten drückte Karl Schmid den Unterschied zwischen den beiden Dichtungen in einem Vortrag in einer Schweizer Volkshochschule aus, als er sagte, daß Wiechert *von* diesem Hirtenleben kündet, aber nichts *über* es schreibt, wie Thomas Mann es ausschließlich tut; Mann kündet wohl auch *von* etwas, aber da *von sich*. Und sicher liegt der letzte Grund ihrer Verschiedenheit darin, daß Wiechert selbst einmal mit dem Hirtenstab auszog und dann als Mann zur gleichen stillen Lebensform der "Rückkehr zur großen, stillen Ordnung" sich wiederfand und jener doch ein großer, kosmopolitischer Geist ist, dessen Bezirke von Davos bis nach Kanaan reichen. Wiechert bringt in dieser kleinen Novelle das Leben auf die Urform des Menschlichen, in eine Harmonie des Beschaulichen und des Tätigen.

²³ "Die Hirtennovelle", S.5.

Nach der Hirtennovelle folgen noch einige Hörspiele, die heute zum Teil noch unveröffentlicht sind und daher leider nicht behandelt werden können.

(45) Am 6. April 1935 tritt Ernst Wiechert zum zweiten Male auf Einladung der Münchner Studentenschaft an das Rednerpult, um seine zweite Rede "Der Dichter und die Zeit" an die gesamte deutsche Jugend zu halten. Vor dieser Rede war Wiechert in seiner ostpreußischen Heimat gewesen, um zum letzten Male seinen bereits gelähmten Vater wiederzusehen, da er ahnte, daß dessen Lebensstage nur mehr kurz bemessen sein würden. Über dieses Erlebnis erzählt uns Wiechert in der autobiographischen Schrift "Der Wald, die erst nach dem zweiten Weltkrieg erschienen ist. Die Tage in der Heimat waren umschattet von der Gewißheit, daß dies auch das letzte Mal sein würde, daß der Dichter die Heimat sah.

Die folgenden Jahre war er erfüllt mit In- und Auslandsreisen des Dichters und immer von Erfolg gekrönt, dem auch die damaligen Machthaber nichts anhaben konnten. In seinem Inneren hatte Wiechert seine Entscheidung jedoch bereits vor seiner ersten Münchner Rede getroffen: sich den Leidenden zuzuwenden und nicht den Herrschenden. Nach der zweiten Münchner Rede begannen sich erst langsam und zögernd, dann aber immer deutlicher viele Freunde und Bekannte, die für sich eine andere Entscheidung getroffen hatten als Ernst Wiechert, von ihm zurückzuziehen. Für die Freunde und Anhänger seines Werkes, die ihm trotzdem die Treue gehalten hatten, schreibt Wiechert das Essay "Eine Mauer um uns baue...", in dem er allen für ihre Anteilnahme an seinem Schaffen mit innigen Worten dankt.

Als im Jahre 1937 sein soeben entstandenes Werk "**Der weiße Büffel, oder von der großen Gerechtigkeit**" vom Verlag abgelehnt wird, (46) ist es Wiechert klar, daß ihm die Zukunft nichts Erfreuliches zu bringen vermag. Dieses kleine Buch, das erst 1946 in einem Schweizer Verlag der Öffentlichkeit übergeben wurde, ist das erste und einzige aller Wiechert'schen Werke, das seinen Schauplatz in ein fernes Land, nach Indien verlegt. Das Hauptanliegen, um das es dem Dichter in diesem Werke geht, ist zugleich sein ureigenstes Anliegen in dieser Zeit: Gerechtigkeit und Gewaltlosigkeit des Herrschers. Dies macht es nur allzu verständlich, daß die damalige Zeit nicht dazu angetan war, ein Buch mit derartigen Tendenzen an die Öffentlichkeit gelangen zu lassen.

Außer einigen kleineren Essays, die Wiechert schrieb, war das Jahr 1937 ein sehr ruhiges für den Dichter, - bis dann 1938 der große Sturm seines Lebens losbrach.

"...in diese Zeit fiel die Rückkehr Österreichs an das Reich, wie man diese Vorgänge benannte, und damit ein neuer Schatten auf die Seele des Rechtlichdenkenden. Selbst für den Gutwilligsten war es nicht leicht, das Reich Haydns und Mozarts, Beethovens und Schuberts, wie die stillen Wälder und Ebenen Stifters nun eingehen zu sehen in die lauten Provinzen der Eroberer, in denen andere Melodien klangen als das "Gott erhalte, Gott beschütze" und die Lorbeerkränze sich um andere Schöpfungen legten als um die adlige und schweigsame Schönheit des "Nachsommers". Doch fand Johannes (so nennt sich manchmal Wiechert in seinen autobiographischen Schriften) in den Reden zu diesen Ereignissen das Wort, das gleich einem Tropfen den Becher des Leidens zum Überfließen brachte, in dem der Führer des Reiches in einer seiner Reden zu sagen gewagt hatte: (47) "Recht muß Recht bleiben, auch

für Deutsche!"²⁴ Dieser Ausspruch Hitlers bietet Wiechert die Handhabe, sich gegen ein eben begangenes großes Unrecht der Regierung aufzulehnen. In einem Brief an eine hohe Parteistelle in Bayern zitiert er den eben erwähnten Satz Hitlers in bezug auf Pastor Niemöller, der verhaftet worden war und auf Grund des Urteilspruches hätte freigelassen werden sollen. Diesem entgegen wurde er weiterhin in Festungshaft belassen. Er erklärt, daß er bis auf weiteres weder an das Winterhilfswerk noch die NSV irgend welche Geldzuwendungen abgeben werde sondern diese Unterstützung der Frau Niemöllers und dessen Kindern zuwenden. Dieser Brief war der Funke in das Pulverfaß. Einige Wochen später bereits saß Wiechert in dem Zug, der ihn von München aus dem Gestapo-Gefängnis in das Konzentrationslager nach Buchenwal bringen sollte. Über diese Zeit berichtet er uns in dem Bericht "Der Totenwald". Wiechert selbst konnte über seine Behandlung und das Lager im großen gesehen nichts allzu Schlechtes berichten im Vergleich zu dem, was anderen geschah. Doch zerbricht er fast an dem Geschehen und der inneren Belastung, und als er im Spätherbst entlassen wird, erklärt ihm Goebbels in Berlin persönlich, daß er wieder ins KZ käme, sollte er sich nochmals bemerkbar machen, dann aber mit den sicheren Ziel seiner physischen Vernichtung. Aber gerade in dieser Zeit des KZ's hatte Wiechert so viele alte und junge wirklich wertvolle Menschen kennengelernt, so viel an richtiger Kameradschaft und Nächstenliebe erfahren, (48) daß es ihn ebenso erschütterte wie andererseits die Bestialität des Regimes. "...wieder auch Johannes", heißt es im "**Totenwald**", "den Zug der Elenden vorüberziehen, Schatten, die schon der Auflösung verfielen, Erniedrigte und Beleidigte, und wieder dachte er an den "Vater überm Sternenzelt". In diesen Räumen schien es eine billige Lehre, daß die Demütigen das Himmelreich erben sollten. Der es gelehrt hatte, war denselben Weg gegangen, aber es waren inzwischen zweitausend Jahre vergangen, und mit Worten läßt sich kein Blut stillen."²⁵ Diese Worte der Resignation und der Anklage gegen die Kirchen und das lebendige Christentum zeigen deutlich, daß Wiechert wieder in eine innere Krise - diesmal aber von außen her - getrieben worden war. An anderer Stelle aber zeigt er seinen Pessimismus gegenüber der Entwicklungsmöglichkeit und Aufstiegsmöglichkeit des Abendlandes deutlich: "Auch war er (ein junger Gefangener des KZ's) nicht frei von Dogmatik und dem Glauben, daß die Wurzel alles menschliches Übels in der Gesellschaftsordnung liege, verschlossen sich doch die meisten der Erkenntnis, daß die abendländische Kultur ihren Höhepunkt längst überschritten habe und dass, was sie als Folgen von Klassengegensätzen ansahen, nur allgemeine Erscheinungen einer raffinierten Zivilisation waren, Zeichen einer verwesenden Kultur, zu denen die Blüten der Technik ebenso gehörten wie der rührende Glaube, daß die Menschheit bald Herr der segenspendenden Maschine sein werde."²⁶

(49) Die folgende Zeit konnte Wiechert allein in der Stille und Abgeschiedenheit verbringen, verwunden hat er die grausamen Erlebnisse nie, das bezeugen seine späteren Werke. Es war dies eine Zeit wie nach dem ersten Weltkrieg, da er nur in der völligen Einsamkeit bestehen konnte.

²⁴ "Der Totenwald", S.8.

²⁵ "Der Totenwald", S.54.

²⁶ "Der Totenwald", S.154.

Das im gleichen Jahr folgende Werk, ein Werk dieser Abgeschlossenheit, basiert auch auf dem Motiv der Flucht vor dem äußeren Leben. "**Das einfache Leben**" wurde 1939, wie Wiechert in seinen Erinnerungen erwähnt, sein ur-eigenstes Buch, sein "Traumbuch", in dem er alles von seiner Seele wusch, was sie beschmutzt und befleckt hatte. Hier stellt er ein Land der Stille und Verklärung hin, ein Traumland, nach dem er schon so lange tiefe Sehnsucht in seinem wunden Herzen trug. Er umfing alle Natur mit Liebe und Güte, auch die Menschen, nur um wieder festen Boden unter den Füßen zu gewinnen. Die Auseinandersetzung mit Gott, die in diesem Werke zum ersten Male groß und klar zum Problem wird, soll an anderer Stelle besprochen werden. Thomas von Orla nimmt die Liebe Gottes aus der Welt und stellt an seine Stelle die Natur als ordnendes Prinzip - "eine traurige, aber eine tapfere Welt, und die Kinder müssen aufhören an das Märchen zu glauben".²⁷ Für ihn gilt es nur, das das Leben still zu durchschreiten, mit klaren Augen und einem gütigen Herzen.

Als dann 1939 der Krieg ausbricht, ist dies für Wiechert keine Überraschung mehr, er hatte ihn längst kommen sehen, und Max Piccard, der große Freund Ernst Wiecherts, (50) hatte ihm dessen Ende und Ausgang bereits bei seinem letzten Besuch klar vorausgesagt. Seit 1938 bestand für Wiechert ein Auslandsreiseverbot, und seine Vortragsreisen, die ihn früher in alle europäischen Länder geführt hatten, mußten nun eingestellt werden. Wiechert hatte nach seiner Haft durch das Ministeriums Goebbels ein Schreibverbot erhalten.

Es waren nicht allzu viele Werke, die in den Jahren des Krieges entstanden sind, und sie konnten auch nur auf eine sehr umständliche Art vor Hausdurchsuchungen, die der Dichter alle Augenblicke zu erwarten hatte, den Augen der Gestapo verborgen bleiben, indem er sie in einer Blechkiste im Garten vergrub.

1940/41 entstand der erste Band der "**Jerominkinder**", der man deutlich die Tendenz ansah, daß der Dichter sich von allen auf ihn einstürmenden Problemen "freischreiben" wollte. Vom Jahre 1942 an schreibt er an einem persönlichen Traumbuch, von dem er wünschte, daß es unveröffentlicht bleiben möge.

Das Jahr 1943 bringt die "**Totenmesse**", ein Spiel in Versen, das sich mit den Fragen der Theodizee auseinandersetzt. Und schließlich schenkt uns der Dichter in den Jahren 1944/45 **zwei Märchenbände**, von denen ein Kritiker sagt, in ihnen sei alles vereinigt, was Wiechert so liebenswert macht.

Der Zusammenbruch Deutschlands im Jahre 1945 nimmt auch von Wiechert die ständige Last der Verfolgung. Er setzt seine ganze Hoffnung für sein Vaterland auf den Einfluß der westlichen Demokratien. (51) Die Sympathien seiner Landsleute hat er sich mit einer Rede 1945 verscherzt, in der er dem deutschen Volk und insbesondere seiner Jugend alle guten Eigenschaften und insbesondere die Aufstiegsmöglichkeit abspricht. Er kritisiert in allem, was er in dieser Zeit schreibt, seine Landsleute auf das Härteste. Von diesem Standpunkt aus schrieb er auch die "ernsthafte Komödie": "**Okay, oder oder die Unsterblichen**". Fast zur gleicher Zeit aber beginnt er auch zu erkennen, daß die Politik der Amerikaner seinem Volke gegenüber in ganz andere Richtungen gehe, als er sie sich in seinem guten Glauben vorgestellt

²⁷ "Das einfache Leben", S.281.

hatte. So schreibt er die Schrift "Vom reichen Mann und vom armen Lazarus" und überreicht sie einem ihm bekannten amerikanischen Offizier. Doch ist diese Schrift auf irgend eine Weise an die Öffentlichkeit gelangt und wurde von verantwortungslosen Elementen gegen die Amerikaner zu propagandistischen Zwecken ausgenutzt, während Wiechert damit nur eine Darstellung dessen bezweckt hatte, was geschehen war, um den Alliierten zu zeigen, in welchem Licht die Deutschen alle ihre Handlungen sahen. Durch diesen Streich einiger unbelehrbarer Nationalsozialisten, denen jedes Mittel recht war, um es auszunützen, kam Wiechert auch bei den Amerikanern in Mißkredit und hatte nun zu guter Letzt das deutsche Volk und die Besatzung nicht mehr unter seinen Freunden.

Später in seinem Herinnerungsbuch gesteht Wiechert, Irrtümer in seinen Urteilen begangen zu haben. "In der Rede an die Jugend 1945 war zwar nicht das harte Urteil über Verbrecher oder Verbrechen zurückzunehmen, sondern das harte Urteil über die Gesamtheit des deutschen Volkes und besonders der deutschen Jugend."²⁸

(52) Die zweite Erkenntnis, die Wiechert in dieser Zeit überfiel, stand im Zusammenhang mit der Schrift über die Amerikaner; er legte sie im Frühjahr 1946 in dem Aufsatz "Abschied von der Zeit" nieder. "...Wie wir versucht hatten, das Furchtbare mit dem Wort zu übertönen. Nicht mit der Tat, mit der letzten Kraft unserer Hände und Herzen sondern nur mit dem Wort. Mit Anklage und Verteidigung, mit Analyse und Theorie, mit der Begutachtung einer Schuld, einer logischen, einer juristischen, einer psychologischen und einer metaphysischen Begutachtung." ²⁹

In aller Stille schreibt Wiechert auch dann den zweiten Band der "**Jerominkinder**" im Jahre 1946, dem man den inneren Abstand anmerkt, den Wiechert in der Zwischenzeit von vielen Problemen gewonnen hat.

1946 und 1948 schenkt Wiechert uns zwei ergreifende Novellen: "Die Mutter" und "Der Richter", die sich beide um das Problem von Schuld, Anklage und Vergebung drehen.

Unterbrochen wurden diese ruhigen Jahre in seiner bayrischen Wahlheimat nur durch einige gelegentliche Vortragsreisen durch Deutschland und die Schweiz, der der Dichter in einer Rede die Dankbarkeit des deutschen Volkes für die mannigfaltige Hilfe überbrachte. Durch diese Besuche in der Schweiz waren alte Freundschaften des Dichters wieder erneuert worden, und so übersiedelt er, als er den zweiten Teil des Erinnerungsbuches "**Jahre und Zeiten**" vollendet hat, in die Schweiz, (53) wo ihm seine Freunde, an erster Stelle Max Piccard, ein kleines Haus am Zürichsee zwischen Uerikon und Stäfa zum Geschenk gemacht hatten. Die Zeit bis zur Fertigstellung dieses Häuschens verbringt er als Gast bei Piccard. "Ich wußte," schreibt er einmal in einem Brief, "daß ich bei aller Einsamkeit nie allein sein würde, daß ich nie ohne Verantwortung sein würde, niemals ohne Trost, niemals ohne Glauben."³⁰

Vom Ruetihof aus unternahm Wiechert noch einmal Vortragsreisen, obwohl ihn schon seit langem eine sehr schmerzhaft Krankheit plagte. Diesmal führen ihn seine Reise nach den USA, nach Holland und nach Österreich. Er

²⁸ "Jahre und Zeiten", S.457.

²⁹ "Abschied von der Zeit", in: "Es geht ein Pflüger übers Land", S.154.

³⁰ Aus einem Brief an eine Freundin.

hielt auch zwei Vorträge in Wien, an das er in der Folgezeit nur mit Freude zurückdenkt. So schreibt er in einem Brief an eine Freundin am 22. Oktober 1949: "Es war wunderschön in eurer Stadt. Es war so wunderbar in dem Kreis, der sich für mich aufgeschlossen hatte. Ein Schimmer dieser Stunden soll über allem liegen, was ich schreibe. Aber seit meiner Rückkehr habe ich Tag und Nacht nichts als Schmerzen."

Nach seiner Rückkehr in die Schweiz beginnt er sein letztes Werk, die "**Missa sine nomine**". Am 7. Dezember 1949 schreibt Wiechert an eine Freundin: "...Am ersten Dezember habe ich das neue Buch begonnen und gestern das erste Kapitel beendet. (In tormentis scripsit)...." Am 23. Dezember: "...ich habe sehr Schmerzen, aber ich werde morgen die hundertste Seite des neuen Buches erreichen. Ein Tablettenbuch, aber man soll es ihm nicht anmerken."

(54) Wiechert leidet schon seit Langen Jahren an einer ernsten Herzerkrankung. Doch der Grund für diese andauernden Schmerzen ist ein Krebsgeschwür am Rückenmark. Ihm selbst war die Art seines Leidens nicht bekannt, er ahnte es höchstens. Am 4. Februar 1950 schreibt Wiechert wieder: "Liegen und schmerzstillende Tabletten nehmen. Aber das Buch wächst immerzu. Und das allein ist wichtig. Ich denke viel an Wien zurück, wie schön waren die Tage dort."

Aus dem letzten Brief, den der Dichter eigenhändig am 1. März 1950 vor seiner Überführung ins Krankenhaus schrieb, sei noch folgendes entnommen: "Gestern früh um halb fünf ist das Buch fertig geworden, in dem der Mensch aus Angst und Bitternis endgültig zur Güte aufsteigt. Ich habe auch niemals einen so gütigen Pfarrer dargestellt wie in diesem Buch. Es ist mir kein Zweifel, daß es in seiner altmodischen Haltung in Deutschland wie in der Schweiz von bestimmten Kreisen verlacht werden wird. Aber schon Lessing hat gesagt: "Wir haben nicht immer recht, wenn wir lächeln."

Wiechert hatte sich einer Operation zu unterziehen, die ihm aber auch keine Heilung mehr bringen konnte; kurze Zeit darauf, am 24. August 1950, starb er.

Das Werk Ernst Wiecherts ist zu gleichen Teilen von äußeren Einflüssen und inneren Wandlungen beeinflusst, wobei die Anstöße zu diesen inneren Wandlungen wie bei den meisten Menschen durch die dauernde Fortentwicklung bedingt sind.

(55) Besonders klar zu erkennen sind alle Fragen und Probleme, die der Dichter in sich auszutragen hatte, aus seinem Werk, da die meisten problematischen Gestalten des Wiechert'schen Werkes mit dem Dichter selbst in relativ hohem Maße identisch sind.

Die beiden großen Problemkreise, mit denen Wiechert sein ganzes Leben lang zu ringen hatte, sind seine Stellung zu Menschen und Welt und seine Stellung zu Gott und Religion und Glaube. Durch die Untersuchung dieses Ringens will diese Arbeit die Stellung des Dichters innerhalb der deutschen Literatur und Geisteswelt aufzuzeigen versuchen.

III Das Wesen des Menschen im Spiegel des Wiechert'schen Werkes

(56) Ernst Wiechert wollte in der ganzen Anlage seines Werkes stets ein Dichter der Menschlichkeit sein, der Humanitätsidee, die seit Jahrtausenden immer wieder die Gemüter der Menschen bewegt und meistens dann in den Mittelpunkt des Denkens tritt, wann die Menschheit im Begriff steht, geleitet von falschen Idealen, ihrer eigentlichen Würde verlustig zu gehen.

Auch von kritischen Zeitgenossen wurde Ernst Wiechert als Dichter des modernen Humanismus bezeichnet. Helge Groth stellt ihn 1939 zusammen mit Hesse, Carossa und Mechow in eine Reihe: "Dichter des Humanismus im heutigen Deutschland", in der er einen Abriß über den Weg des Humanismus in der deutschen Geisteswelt gibt und vor allem aber die Stellung der Dichter zur Humanitätsidee klären will.

In diesem Abschnitt der Arbeit geht es aber vor allem darum, die Stellung des modernen Humanismus in der Geisteswelt des 20. Jahrhunderts zu klären und später zu untersuchen, wie weit das Gesamtwerk Ernst Wiecherts dieser Stellung entspricht.

Das Streben aller Völker zu allen Zeiten ging und geht dahin, Mensch zu sein und menschlich, das heißt, dem Menschen gemäß zu handeln und dementsprechend auch menschenwürdig behandelt zu werden.

(57) Besonders wirksam wurden diese Tendenzen zur Zeit der römisch-hellenistischen Kulturepoche. So bildeten Stoa und Epikureismus die wesentlichsten humanistischen Lebensformen in dieser Zeit des geistigen Umschwunges, die bis heute kaum übertroffene Wesenhaftigkeit und Weltbeutung besitzen.

Die heute bekannteste humanistische Richtung ist die der Spätrenaissance, die den Menschen von der mittelalterlichen Hingabe an Gott auf sich selbst und die menschliche Welt zurückführt, doch dies noch nicht auf antireligiöse Weise. "Das kann man Sich-Bescheiden nennen, gewiß steckt aber auch der Weltstolz darin: ja, auch der Hochmut, wenn wir bedenken, aus welchem Gefühl der menschlichen Lebensfülle und daher aus welchem herrlichem Weltbewußtsein der Renaissance-mensch im Gegensatz zum mittelalterlichen schon zu Leben wußte." ³¹

Vom hier aus war der Weg zum gottfremden Menschen der Aufklärungszeit nicht mehr weit.

Seit einigen Jahrzehnten, besonders seit dem ersten Weltkrieg tauchten neuhumanistische Ideen auf, die sich bis in unsere Tage fortentwickelten.

Der theoretisch kaum mehr verfochtene, in wissenschaftlich ernsten Theorien nur mehr fragmentarisch erhaltene, dafür aber in der Praxis umso wirksamere Materialismus und die materialistische Geschichtsauffassung mit der Verherrlichung des ökonomischen Paradieses unter Einwirkung noch anderer Komponenten führten im Triumphzug den "neuen" Menschen zur Niederlage "des" Menschen.

(58) Dazu gesellte sich noch der Rassenwahn der vergangenen Aera, die Vergötterung des Biologismus, um das Bild des Menschen schon so weitgehend wie möglich zu entwürdigen. Davon wurden nicht nur deutschsprachige Gebiete sondern der Geist des gesamten Abendlandes betroffen.

³¹ Brandenstein, Bela von: Das Bild des Menschen und die Idee des Humanismus, Bregenz 1948.

Die Erhebung aus dieser Krise kann nur erfolgen, wenn der Mensch sich nicht nur in seinem gegebenen sondern auch in seinem aufgegebenen Menschentum wiederfindet.

"In den neuhumanistischen Bestrebungen der jüngeren Vergangenheit und unserer Tage sehen wir auch die Absicht, daß der Mensch sich aus seiner Selbstwegwerfung löse und erhebe: einen solchen Versuch stellte etwa der George-Kreis dar, und einen noch wirksameren müssen wir im Grunde auch in der modernen Existenzphilosophie erblicken, die sich besonders in der Geisteswelt Heideggers entfaltet hat und neuerdings auch in französischen geistigen Kreisen in der Gestalt eines tragisch-pessimistischen Personalismus einen nicht unbedeutenden Einfluß ausübt. In beiden Fällen können wir eigentlich von Erscheinungen einer neustoischen Bewegung reden: wir haben es da mit mehr oder weniger religiös unterbauten Lebensphilosophien zu tun, die auch wieder eine Art stolzer Selbstbescheidung, von tragischer Resignation des Menschen bedeuten, " ³² und die eigentlich nur für eine geistige Elite geschaffen sind. Sie allein aber vermögen es nicht, den heutigen Menschen aus seiner ihm oft ausweglos scheinenden Situation herauszuführen, dazu sind sie zu exklusiv. (59) Dies wissen sie auch, und dies bedingt ihre pessimistische Haltung, daher resignieren sie so schnell.

Mehr Adel des Geistes kann kaum von einer Richtung aufgebracht werden, doch er allein genügt nicht, denn der Mensch als Aufgabe benötigt zu seiner Lösung, die jedoch auch zugleich eine Erlösung sein muß, mehr als nur sich selbst, obwohl er selbst keineswegs fehlen darf und alle seine Bereitschaft einsetzen muß.

Der Weg, den der moderne Humanismus gehen muß, um Ausweg aus der heutigen Situation des Menschen werden zu können, muß der Weg zu einer Gläubigkeit an ein außermenschliches Prinzip sein, die ausschließt, den Menschen als alleinigen Mittelpunkt der Schöpfung zu betrachten.

Der Mensch muß sich wieder zu einem Glauben durchringen und darf nicht zwischen den Entscheidungen eines Als-ob-Glaubens steckenbleiben wie ihn Vaihinger als Philosophie verfißt, und wie ihn Wiechert vor allem in seinen späten Werken darstellt.

(60) Das erste Werk Wiecherts, "**Die Flucht**", läßt uns die Probleme des jungen Lehrers, die diesen mit seiner Umwelt nicht in Einklang kommen lassen, klar erkennen. Aus dem Munde des Lehrers Holm spricht der Dichter, der seine eigensten Erlebnisse und Gedanken kaum umgewandelt in dem Roman wiedergibt. Holm brachte aus den stillen, großen Wäldern das Idealbild eines Menschen mit, das er in der Realität nirgends wiederfinden kann, und er kam sich auch mit der Wirklichkeit nicht abfinden. Hier eine Stelle aus der "Flucht", die die Tendenzen des Werkes am klarsten zum Ausdruck bringt.

"...Holm sprang auf und lief im Zimmer umher. 'Ich hasse alles, Menschen und Straße und Beschäftigung, Licht und Lärm. Es quält wie ein körperlicher Schmerz. Was ist denn das, dieses großartige Leben hier? Falsch und hohl, lärmend und breitspurig, brutal und häßlich. Gehen Sie eine Stunde durch die Straßen. Wieviele Kinder sehen Sie, in deren Zügen nicht schon Niedrigkeit und Frechheit stehen? Wieviele Frauen ohne

³² Brandenstein, Bela von: S.13.

Dummheit, ohne Eitelkeitsblödsinn, ohne Neid, ohne lüsterne Sinnlichkeit? Wieviele Männer ohne Staatsstempel im Gesicht, ohne Gewinnsucht, ohne Rüpelmanieren? Ohne brutale Gier nach Genuß? Häuser, Schaufenster, Gespräche, Vergnügungen, alles aufgedonnert, alles so maßlos roh und niedrig, daß man sich beschmutzt fühlt von jedem Blick, dem man begegnet. Wo ist Glück, Ruhe, Besinnlichkeit, Echtheit, Reinheit und Schönheit? Sehen Sie, wenn ich durch unsere Promenade gehe und auf den Schloßplatz komme, dann denke ich oft: wenn hier ein Feld läge, glänzende duftige Erde, ein paar Kiefern im Frühlingwind, ein Bauer, der hinter dem Pfluge hinschreitet, und darübereilende Wolken im reinen Frühlingsblau. Wie müßten wir davorstehen, wie müßten wir vergehen vor Scham und Sehnsucht."

(61) (Barth): 'Aber lieber Holm, Sie sind ja krank. Das ist ja alles wahr, aber wir können die Entwicklung doch nicht zurückschrauben, wir können doch nicht alle Bauern werden. Gewiß, die Kultur hat uns Vieles genommen und viel Böses gebracht, aber dieser Widerstreit hat doch immer bestanden und läßt sich doch nicht lösen. Das ist krankhaft, das ist Ästhetentum, so können wir nicht vorwärtskommen!'

(Holm): 'Was geht es mich an, ob wir vorwärtskommen? Ich will Ruhe und Frieden haben, ich allein. Ich will nicht untergehen in diesem Wirrwarr, der das Menschliche in uns totet.'

(Barth): 'Und glauben Sie wirklich, daß Sie gesund und glücklich würden in der Natur und in der Einsamkeit? Ob Sie sich nicht selbst täuschen. Wir hängen ja doch alle mit tausend Fasern an der Kultur, ohne es zu wissen.'

(Holm): 'Weiß ich es? Ich habe immer den Gedanken vermieden. Ich bin immer vor ihm geflohen, und vielleicht ist es doch so - vielleicht fliehen wir immer nur etwas, was in unserem Herzen ist, und reden uns ein, es liege irgendwo anders, weil wir sonst gar nicht Leben könnten. Ich liebte die Menschen ehemals leidenschaftlich, aber ich wollte sie führen, sie erobern, sie mitreißen zu großen Taten, sie zwingen, mich zu lieben über alle Vernunft hinaus. Als Kind schon träumte ich davon. Und als ich Student war und abends auf unseren Bergen stand, und über die verschneiten Felder blickte, wie war mir das Herz so weit und voller Sehnsucht.... Und was ist aus dieser herrlichen Ferne geworden? Ein einziger grauer Alltag.... Der Widerspruch zwischen Erträumtem und Erreichtem, das Bewußtsein des Unvermögens. Und so glaubt man vor dem Lärm und falschen Glanz, vor Unreinheit und bürgerlicher Enge zu entfliehen und flieht nur vor dem Gespenst in der eigenen Brust. Wie heißt es doch? Was wir ersehnen, ist außer uns, was wir fliehen, ist in uns, nicht? So sind wir von blassen Träumen genährt, von Sehnsucht lebend, ein haltloses, taumelndes, ungesundes Geschlecht, das sich in den Wäldern verstecktem sollte, um zu sterben.'³³

(62) Wiechert sucht die Erlösung von seiner inneren Einsamkeit, die ein allgemein verbreitetes Merkmal des modernen Menschen ist, in der Frau, in der Heimat, später dann in seinem Volke oder in seinem Glauben. Und gerade das Ringen, um aus dieser inneren Einsamkeit herauszugelangen, ist eines der wichtigsten Seiten des Wiechert'schen Werkes.

³³ "Die Flucht", S.85 f.

Genau wie sein Holm liest auch der Dichter Schopenhauer und erkennt auch hier, daß es Flucht ist, Flucht vor seinem eigenen menschlichen Sein, und dahinter sieht er nur noch das Elend des Menschseins. Dieses Elend beendet Holm durch Selbstmord.

Auch sein zweiter Roman "**Die blauen Schwingen**" erzählt von dem vergeblichen Suchen nach Erlösung von der großen inneren Einsamkeit. Der Geigenkünstler Harro, an dessen Weg viele Frauen stehen, findet bei keiner die Ruhe und den Frieden, auf die er immer wieder hofft.

In beiden Romanen geht es Wiechert um die Überwindung der inneren Einsamkeit, und sowohl Holm als auch Harro scheitern; Holm, weil er nicht die Kraft findet, sich mit der Wirklichkeit abzufinden, und Harro, dem es unmöglich ist, sich einem Gefühl ganz hinzugeben; es gelingt ihm nicht, die Versöhnung zwischen Geist und Lust zu finden.

Das nächste Buch, kurz nach Wiecherts Heimkehr aus dem Kriege entstanden, versucht die Heimkehr des Dichters zur Natur, zum Walde zu gestalten, der dem Werke auch den Namen verleiht: "**Der Wald**". Im "Wald" sucht Wiechert nach Klarheit und nach der Linie seines Schaffens, nachdem sich der Krieg verwirrend auf sein nach innen gerichtetes Leben gelegt hatte.

(63) Das an den Anfang gestellte Gedicht von Karl Thylmann läßt die Problematik des Werkes klar erkennen:

Wo hinaus?
Ach, wie soll ich vor mich gehen?
eingewickelt und gewürgt
in dem festen Mumientuch stöhne ich
nach dem Reiherflug ins Blau.
Hände, wann berührt ihr mich?
Stimme, wann erschallst du mir?
Komm heraus!
Daß ich, von dem Moder las,
Aug in Aug mit meinem Herrn
Ewigkeit beginnen kann!

Das Werk gipfelt in der Mystifizierung des Waldes. Der Grüne Gott ist es, dem die Bilder und Gebärden nu kulthafter Darstellung gelten.

Der Hauptmann Henner Wittig kehrt aus dem Kriege in den ihm in langer Geschlechterreihe vererbten Wald zurück. Zäh und erbittert ringt er um die Seele des Waldes, sucht er nach der letzten Einheit mit ihm, in der sich ihm die Genesung und Erlösung seines zerbrochenen Seins verwirklichen soll. Doch die Zeit bricht zerstörend in seinen Wald, er soll enteignet und der Allgemeinheit nutzbar gemacht werden. Da entfacht Wittig mit eigenen Händen eine riesige Feuersbrunst, um den Wald zu zerstören, der ihm Gottheit und Lebenserfüllung ist, bevor er ihn den Menschen ausliefert, die ihm seiner nicht würdig scheinen, denn Wittig betrachtet die Menschen seit dem Erlebnis des Grauens im Kriege mit Ekel und Verachtung: (64) "Mit Menschen muß man spielen - oder lächeln - oder sie hassen."³⁴

³⁴ "Der Wald", S.136.

Dieses harte Urteil über die Menschen ist das Ergebnis der eigenen Irrungen, die Wiechert keinen Ausweg aus der Situation seines Volkes sehen lassen.

So ist nun das folgende Buch, "**Der Totenwolf**", im Grunde auch ein unglückliches Buch.

Wolf Wiedensahl ist wieder ein Sucher, doch er geht einen neuen Weg, er wählt nicht die Flucht sondern will mit Tatkraft seine Sendung erfüllen. Er ist ein Kind des Waldes und zieht in den Krieg, um darum zu kämpfen, daß dem deutschen Volke seine verlorengegangene Seele wiedergefunden werde; aus Dumpfheit und Enge zieht er in den Kampf, um in ihm den Sinn seines Lebens zu finden. Doch seine Hoffnungen werden enttäuscht, es ersteht keine Götterdämmerung in diesem Kriege. Er predigt Härte und Haß und bekämpft Mitleid und Nächstenliebe. "Sollen wir ein christliches Volk sein oder ein deutsches Volk, ein leidendes demütiges oder ein kämpfendes stolzes?"³⁵ So fragt Wolf Wiedensahl einen Pfarrer. Und erst nach und nach erkennt er, daß der Krieg nicht das Schwerste an diesem Kampf ist und es zu früh sei, von Helden zu sprechen. Helden würden sich erst nach Beendigung des Krieges zeigen. Und als der Krieg für Deutschland dann verloren war, wußte er, daß "draußen" alles viel leichter war, erst jetzt ging der große Kampf an.

(65) "Ich glaubte, der Krieg würde sie bringen, die neue Zeit - aber wir kämpften ja nur gegen Menschen, jetzt werde ich gegen Gott kämpfen, gegen den Gott der Nächstenliebe und der Demut, gegen den Gott, der befohlen hat, seine Feinde zu Lieben, er hat das Waldeshaus zerstört, die Waldesseele.... Der deutsche Mensch, er wird nicht vom Weibe geboren, er wird vom Manne geboren, und dem, der ihn gebiert, wird das Herz zerbrechen... Einen neuen Grund muß man finden, einen neuen Glauben, einen neuen Gott, so unvergänglich wie der Erde, aus der die Wälder und die Gräser wuchsen, ein neues Haus für die deutsche Seele."³⁶

Doch dem Totenwolf, wie Wolf Wiedensahl genannt wird, ist der Sieg verwehrt, denn es siegen nicht die Verfechter der deutschen Seele, sondern die, denen der Sinn des Lebens nicht bewußt ist, die dahinvegetieren und denen die Existenz ihrer Seele gar nicht bekannt ist. "...die Welt ist der Liebe nicht reif... einmal wird der deutsche Mensch vielleicht in Liebe leben können, aber durch den Haß muß er gehen, gepanzert, gegürtet, eisenklirrend... nun bleiben diese drei, aber der Haß ist das Größte unter ihnen."³⁷

Diese Auflehnung und das Evangelium des Hasses, das Wiechert predigt, steigen aus einem Herzen, das das Laue, Oberflächliche und Banale haßt und das Minderwertige der Vernichtung anheimstellen will.

Wiechert schreibt einmal: "Die Menschen meiner Bücher sind Fanatiker, ich bin es auch. Sie gehen durch Wandlungen und werden niemals fertig. (66) Sie lieben die Erde und haben die Trauer. Ich auch. Sie sprechen kluge Worte und tun törichte Dinge. Sie greifen nach Gottes Mantelsaum und möchten rauschen wie ein Baum. Aber sie gehen wie ein dunkler Fluß durch das Leben und nicht wie ein Weg."³⁸

Das Streben Wiecherts, das er in der Gestalt des Totenwolfes niederlegt, findet aber in diesem "Nach-außen-Stellen" keinerlei Lösung, er wird auch

³⁵ "Der Totenwolf", S.87.

³⁶ "Der Totenwolf", S.89.

³⁷ "Der Totenwolf", S.256.

³⁸ Selbstportrait, in: "Heute", 1946, Nr.26.

durch seine Bücher nicht fertig mit seinen Problemen. Und wenn er sich im "Totenwolf" dem Haß gegen die Menschen verschrieben hat, der ihm keine Befreiung bringen konnte, versucht er es in seinem nächsten Werk mit der Liebe, denn er glaubt noch immer, menschliche Lösungen ließen sich erzwingen.

"**Der Knecht Gottes Andreas Nyland**", ein Theologiestudent, will, aus dem Kriege kommend, das Leid der Menschen durch eigenes Leiden auslöschen, er will die Welt durch Mit-Leiden erlösen, und mit diesem glühenden Verlangen dieser erzwungenen Leidenswilligkeit geht er vorbei an allen wirklichen Fragen des Lebens. Er erniedrigt sich und will Gottes und Christi Nachfolger auf Erden sein, doch weder Gott noch die Menschen nehmen sein Opfer an. Er sieht sich selber immer im Mittelpunkt, seine Erniedrigung vor den Menschen ist keine wahre Demut, und erst am Ende seines Werkes läßt Wiechert Andreas erkennen, daß er etwas erzwingen wollte, das man nur mit Geduld erwarten kann: "Nur der Pilge auf dem Strom, der die Sünde von seinen Füßen wusch, der tat, wie Gott wollte. Er sprach nicht von der Erlösung und Auferweckung der Toten. Er wollte bloß gehen und nicht auf Gott warten... er war ein Armer im Geist, und doch war er wohl der Weiseste, der mir begegnet ist. (67) Er war einer von denen, die auf der Treppe sitzen und warten, bis einer die Tür aufmacht. Ich aber, ich muß immer anklopfen, weil ich es nicht erwarten kann. Zudringlich war ich und tief gekränkt, daß Gott nicht beide Arme öffnete, um seinen zweiten Sohn zu empfangen." ³⁹

Diese fünf Romane, die Ernst Wiechert in der Zeit von 1913 bis 1928 geschrieben hat, geben alle das Ringen des Menschen Wiechert in kaum veränderter Form wieder: "Die Flucht", die erste Auseinandersetzung mit Zivilisation und der Menschheit, "Die blauen Schwingen" mit dem Suchen nach Erlösung von der inneren Einsamkeit in der Liebe, "Der Wald", das Ringen des Menschen um die Einheit mit der Natur, "Der Totenwolf", der Kampf um die Erneuerung der deutschen Seele, um den Sieg des Starken über das Schwache und Hohle, und der "Knecht Gottes Andreas Nyland", das Streben um das Finden und Einswerden mit Gott.

Innerlich sind alle fünf Bücher gescheitert, sie haben alle keine gültige Lösung gebracht, und doch waren sie für Ernst Wiechert unbedingt notwendig, um ihn erkennen zu lassen, daß man keine Entscheidung vorwegnehmen dürfte, wie Rilke sagte: "Künstler sein heißt: nicht rechnen und zählen; reifen wie der Baum, der seine Säfte nicht drängt und getrost in den Stürmen des Frühlings steht ohne Angst, daß dahinter kein Sommer kommen könnte. Er kommt doch. Aber er kommt nur zu den Geduldigen, die da sind, als ob die Ewigkeit vor ihnen läge, so sorglos, still und weit. (68) Ich lerne es täglich, lerne es unter 'tausend Schmerzen: Geduld ist alles!'" ⁴⁰

Und am Ende dieser Periode steht Ernst Wiechert verändert vor der Welt. Er hat die Geduld gefunden, ist stiller geworden, er steht seiner eigenen Dichtung jetzt freier gegenüber. Früher war er ein dichtender Mensch, der alle seine eigenen Probleme in das Zentrum seines Werkes stellte, jetzt ist er ein menschlicher Dichter geworden.

³⁹ "Der Knecht Gottes Andreas Nyland", S. 247.

⁴⁰ Rilke: Briefe an einen jungen Dichter, S.19.

In den nun folgenden Jahren hat das Erlebnis des Krieges, von dem er nun genügend Abstand gewonnen hat, für die Stoffwahl seiner Werke die größte Bedeutung. Neben der Gestaltung des Krieges ist es ein neuer Menschentypus, der in vielen Novellen und Erzählungen, aber auch in einigen Romanen zu fast vollendeter Gestaltung gelangt.

Es ist der naturhafte Menschentyp, der trotz aller äußerlichen Einflüsse von Erziehung und Zivilisation seine Verbundenheit mit der freien Natur und mit der Kreatur zu bewahren wußte. Alle diese Gestalten, Percy in der "Geschichte eines Knaben", Johannes in der "Kleinen Passion", der junge Arbeiter in der Novelle "Der Schnitter im Mond" und auch noch Gestalten in seinem späten Werk verkörpern eine Ursehnsucht des Dichters; die Ursehnsucht nach dem Eins-Sein mit der Natur, das für ihn gleichbedeutend ist mit einem Ruhen in Gott. Daß diese Einheit mit dem All aus dem Menschen schwindet, je mehr er von seiner Kindheit abrückt, je mehr er lernt, seinen Geist zu gebrauchen, je weiter er in die Welt von Kultur und Zivilisation eindringt, (69) versetzt den Dichter und den Menschen Ernst Wiechert immer wieder in Schwermut, das ist der eigentliche Grund seines Leidens.

Die Liebe des Mannes zur Frau nimmt unter allen Fragen des Werkes nie die große Bedeutung an, die sie in Werken anderer Dichter erreicht. Wiechert faßt dieses Problem als eine Möglichkeit zur Erlösung des Mannes aus seiner inneren Einsamkeit durch die Liebe der Frau auf. Aus dieser Einsamkeit, die ja keine spezifisch Wiechert'sche Eigenheit ist, sondern ein Symptom unserer Zeit, die nicht auf die spezielle Verschiedenheit eines Charakters hindeutet, sondern nur ein Zeichen ist, wie weit der Mensch sich bereits mit der Weiterführung seiner rationalen Fähigkeiten von der wahren Humanität in Verbindung mit einer Gläubigkeit wegbegeben hat, versucht Wiechert, seine männlichen Hauptgestalten in den Werken durch die Liebe herauszuführen.

Helge Groth sagt dazu: "Das ist die Tragik der Wiechert'schen Liebe, von einem heißen und üppigen Eros geführt, suchen seine jungen Männer oder meistens schon die Knaben zum Weib und erleben den ersten Rausch. Als sich aber das Einmalige und Göttliche im Menschen zur Lust verwandelt, ziehen sie müde weiter, der Erlösung gleich entfernt. Die Knabenliebe zur reifen Frau mag für ausgesprochen erotische Naturen charakteristisch sein, vielleicht hängt es bei Wiechert auch mit seiner Sehnsucht nach Hingabe an die Natur zusammen, wobei er sich als Kind fühlt, das sich zum Weiblichen zurücksehnt."⁴¹

Trotz dieser Sehnsucht nach Lösung aller inneren Spannungen ist die Bereitschaft der einzelnen Helden der Bücher nicht allzu groß, gewisse Hemmungen und Vorurteile aufzugeben, was ihnen ohne Aufgabe der eigenen Individualität einen Weg aus ihren Konflikten gezeigt hätte. Diese Bereitschaft fehlte Wiechert nicht nur bei der Lösung seiner menschlichen Probleme, sondern oft auch bei sozialen, weltanschaulichen und religiösen Fragen, sobald sie in den Mittelpunkt des Geschehens eines Werkes traten.

Die Notwendigkeit der Entscheidung hat Wiechert bereits in der Erzählung "Die Majorin" erkannt und auch die Unmöglichkeit, eine Entscheidung wieder zurückzunehmen, indem er sagte: "Wo ein Tor sich öffnet, fallen die Türen

⁴¹ Groth, Helge: Dichter des Humanismus im heutigen Deutschland. Herman Hesse, Hans Carossa, Ernst Wiechert, Benno von Mechow, Berlin 1939, S.189.

zu..."⁴² Und doch läßt sich der Eindruck nicht ganz von der Hand weisen, daß Wiechert manchmal zwischen den Entscheidungen stehen blieb, weil die einmal geschlossenen Tore keine andere Wahl des Weges mehr freigegeben. Vor allem trifft dies Wiechert bei seinen Entscheidungen in religiösen Fragen.

Der 1929 entstandene Roman "**Die kleine Passion**" ist wiederum ein Roman der Liebe; doch Johannes handelt nicht nach Geist und Willen, sondern immer nur nach seinem Blut. Er ist eine von den Gestalten, von denen Wiechert in dem Vorwort zu seiner Novellensammlung "Der silberne Wagen" sagt: "...und nun weiß ich, daß sie alle meines Blutes sind, nicht meines Geistes oder meiner Phantasie sondern meines Blutes... (71) in diesen Geschichten ist die Einfachheit eines suchenden Lebens. Denn es ist kein einfacheres Leben als das suchende. Wir wissen, daß tausend Schmerzen es erfüllen und tausend Irrungen. Und doch ist es das einfachste, das musterhafteste, weil es nach nichts verlangt, als nach Gott und dem Ewigen. Der Ruhm ist ihm ein leerer Schall, und die Geborgenheit ist ihm ein Kerker. Aber die Augen eines Kindes können im Vorhof Gottes sein, oder die Blüte einer Lilie, oder die Augen eines Tieres. Und alle Menschen dieser Geschichten kommen mit einer leisen Unruhe aus dem Garten ihres Daseins, aus dem irgendwie Gehegten und Seienden, mit dem leise besorgten Blick der Menschen, die etwas verloren haben. Sie kommen an uns vorbei und gehen fort aus unseren Straßen der Vertrautheit in die Wälder oder in eine Hütte, an das Ufer eines Stromes, irgendwohin in die drohende Welt einer Frage, über die Schwelle des "Warum?" an die Küste des "Wozu?", bis sie an eine Tür stoßen, die sich plötzlich, schreckhaft plötzlich öffnet, dann treten sie in die Erschütterung, und es ist nichts mehr von ihnen zu sagen, was ihr Wesen und ihre Aufgabe ist."⁴³

Die Gestaltungsfähigkeit Wiecherts liegt in einem Rahmen, der nur beschränkte Möglichkeiten zuläßt. Es sind meist Menschen, die durch das Leben einen Stoß erhalten haben, dem sie nicht immer voll gewachsen sind, dem sie nicht ohne bedeutende Folgen standhalten können. Der Antrieb der meisten Gestalten zu ihren Handlungen kommt nicht aus ihnen selbst, (72) sondern liegt außerhalb in einem dunklen Prinzip, um das Wiechert zeit seines Lebens ringt.

Eine gewisse Periode gab es in seinem Schaffen, da sein Werk die berechtigte Grundlage zu der Annahme gab, er habe die Klarheit und den Glauben gefunden, doch diese Ansätze sind durch die schrecklichen Erlebnisse des Konzentrationslagers wieder verschüttet worden. Die meisterhafte Sprache, die Wiechert zu führen versteht, vermag es nicht, den Leser über die Ungeheuerlichkeiten der Anklagen hinwegzutäuschen, die Wiechert aus der Zerrissenheit seines Wesens der abendländischen Welt entgegenschleudert. In und um Wiechert reift in diesen Jahren alles zu einer Krise. Die Hauptepoche der Gestaltung des naturhaften Menschen fällt in diese Zeit, die Hans Ebeling mit "Durchbruch in die Gnade" oder "Die zweite Geburt" bezeichnet. Äußere Momente im Leben des Dichters geben den letzten Ausschlag zu dieser Wandlung, die sich seit langem in ihm vorbereitet hat. Wiechert fand die Frau, die ihm half, den Weg zu gehen, den er als seinen vorgezeichneten erkannt hatte. Begleitet sind solche Wandlungen immer von Qualen, doch sind

⁴² "Die Majorin", S.51.

⁴³ "Der silberne Wagen", S.3.

diese leichter zu ertragen, wenn man den Weg klar vor Augen sieht. Die Erkenntnis, Gott mehr gehorchen zu müssen als den Menschen, bemächtigt sich jetzt mit aller Gewalt des Dichters, wie er in seinen Erinnerungen schreibt. Doch dieser Gott ist nicht der Gott einer Konfession, sondern seine innere Stimme, sein eigenes Gewissen; und so gestaltet er gehorsam der "Stimme eines Gottes", den er ganz nahe fühlt, dessen Vorhof ihm die Augen eines Tieres sind, wie er sagte.

(73) Menschen aus dieser Gestaltungsperiode sind zum Beispiel Sylvestris, aus der "**Flöte des Pan**", es sind mit der Natur ganz innig verwachsene Menschen, die ihr Gefühl handeln lassen und diesem von seiten des Verstandes und des Geistes keinerlei Riegel vorzuschieben bereit sind.

Sylvestris, noch ein Knabe, betört mit seinem Flötenspiel alle Frauen des Dorfes. Als ihm der Pfarrer nahelegt, er möge dies nicht zu weit treiben, erklärt er verständnislos: er spiele ja gar nicht selbst, "es" spiele aus ihm. Die Frauen lieben ihn, und er pflückt sie alle wie die Blumen eines schönen Gartens.

Mit dieser Gestaltung des kreatürlichen Seins versucht Wiechert, aus dem Zwang einer ohnehin morschen Zivilisation auszubrechen. "Die Treibhausblüten der abendländischen Kultur sind verwelkt, der babylonische Turm im apokalyptischen Donner des Krieges endgültig zusammengekracht, und nun kehrt er wieder dorthin zurück, woher er ausgegangen war, dem "Ein und Alles" von Schöpfer und Geschöpfem, der seligen und unschuldsvollen Einheit der Natur, aus der nur der Mensch so frevelhaft herausbrach."⁴⁴

Wesentlich ist wohl, daß aus all diesen kreatürlichen Menschen immer wieder die typische Wesensart des litauischen Menschen spricht in seiner Verbundenheit mit den alten heidnischen Göttern, dem Waldgott Pan oder den kleinen Gnomen und Zwergen, an deren Vorhandensein der kleine Junge in der Erzählung "Das Männlein" noch ganz fest glaubt, (74) und der von seinen Mitmenschen ob seines Glaubens immer wieder verlacht wird.

Die Probleme der Gesellschaft und soziale Fragen bleiben noch ungelöst, weil Wiechert sie von einer vollkommen einseitigen Warte aus betrachtet und so nur das Negative sieht. Die Gesellschaft bedeutet für ihn immer nur einen Faktor, der seine Persönlichkeit angreift und seine Integrität zu verletzen bestrebt ist. Er erkennt nur die Schwächen aller Institutionen wie zum Beispiel Schule, Stadt oder Staat und vermag sie nicht von einer positiven Sicht aus zu beurteilen, noch in ihnen irgend welche wertvollen Einflüsse auf das Leben des Einzelnen oder der Gemeinschaft zu erblicken - "weder in dem geistigen Bann der in Jahrtausenden gefügten abendländischen Geschichtswelt noch in der reinen Menschlichkeit der Beziehungen untereinander. Er ist reinster Individualist vom Grunde kreatürlichen Seins her, und der Mensch als Geschichtswesen und soziales Glied menschlicher Einordnung und Zusammengehörigkeit steht vollkommen außerhalb seines Gesichtskreises."

⁴⁵ Dies ist der Grund, warum alle seine Werke bis 1928 zum innerlichen Scheitern verurteilt sind und erst die später geschaffenen Werke von bleibender Bedeutung für das Gesamtschaffen des Dichters wurden. Der erst 1951 erschienene, aber bereits 1932 entstandene Roman "Der Exote" gehört ebenfalls noch in die Periode der "Sturm- und Drangzeit", der Wiechert in

⁴⁴ Hans Ebeling, a.a.O., S.34.

⁴⁵ Hans Ebeling, a.a.O., S.39.

seinem Alter keinerlei Bedeutung mehr beimessen konnte. (75) Hier lehnt er sich noch einmal gegen die völlige Unzulänglichkeit der Lehrerschaft auf und geißelt teils humorvoll und teils satyrisch die Begrenztheit und Enge des Kleinstadtlebens.

Von nun an beginnt Wiechert, ruhiger zu werden. Mißstände und Probleme, die ihn bis dahin noch zu den heftigsten Anschuldigungen veranlaßt haben, treten jetzt in den Hintergrund. Die Gesellschaft und die Meinung der Menschen, die nicht mit ihm übereinstimmen, besteht weiter, aber sie treten fast ganz in den Hintergrund, allein wesentlich ist nur noch das Leben, das Gehorchen gegenüber dem inneren Gesetz.

Das Ur-Böse im Menschen, das in der "Kleine Passion" in der Gestalt des Zerrgiebel noch von so tragischer Bedeutung für das Leben des kleinen Johannes und seine Mutter ist, scheint zum letzten Mal in der "**Magd des Jürgen Dorskocil**" auf, um dann vollkommen aus dem Schaffensbereich Wiecherts zu verschwinden. Im letztgenannten Werk ist es die Gestalt des Mormonenpriesters, die das Böse noch einmal stark erkörpert, aber von dem reinen Wesen der Magd Marthe überwunden wird. Hans Ebeling sagt, daß das Böse gleichsam aufgesogen werde von einem neuen Ethos, nicht mehr des dualistischen Gegeneinander von Schwarz und Weiß, von "Nebelmenschen und Lichtmenschen", sondern von einem Füreinander-verantwortlich-und-schuldig-Sein.

Der zweite Teil des geplanten Romanwerkes "Die Passion eines Menschen", der "**Jedermann**", ist die Verwandlung eines Menschen durch den Krieg, der dargestellt wird als der äußerste und übermenschliche Gegenpol zum naturhaften Sein. (76) Der Krieg löscht jede Individualität aus, jeder Soldat wird in eine Uniform hineingepreßt, und es ist die Aufgabe des Menschen, sein Gesicht wenigstens vor der Uniformierung zu bewahren. "Dies ist der Krieg, nicht der Angriff, die Granaten, der Tod... aber die Straße in Wind und Regen, das Nichtwissen, das Heimatlose... daß unser Herz leer ist... daß wir keine Mutter mehr haben und keine Zuhause, keinen Namen und kein Gesicht... sie löschen uns aus wie ein Licht. Das Licht bleibt, aber die Flamme ist erloschen. Wir stehen im Kranz der Erde, aber der Docht ist kalt... Granaten? Was sind Granaten? Eisen, das unser Haus zerbricht. Laß es zerbrechen, denn wir sind schon fort aus unserem Hause..."⁴⁶

Wiechert verkundet gar nichts von dem, was sonst als das Ethos des Soldaten galt, denn er versucht, ohne die allgemeinen Güter eines Staatsbürgers auszukommen, denn "Sie (die Soldaten) dachten nicht an das Vaterland, das Vaterland lag hinter ihnen zu Atomen zerbröckelt, zu Skeletten erbleicht, zu Kreuzen erstarrt. Vielleicht würde ein neues Vaterland erstehen, vielleicht würde man ohne Vaterland auskommen."⁴⁷

Wenige Menschen nur vermochten es, das Grauen des Krieges so zu überwinden, wie es Johannes im "Jedermann" vermochte, denn er ließ seine Seele außerhalb des Grauens des Fronttages und rettete sich in die Erinnerung. (77) Das Einzige, das ihm als zureichende Begründung im Falle seines "Heldentodes" erscheint, ist, daß er für seine Mutter stirbt, nicht für Vaterland oder Kaiser, sondern für seine Mutter. "Wenn ich falle, dann falle ich nicht für das Vaterland oder für eine Idee, sondern für dich. Alle, die da draußen

⁴⁶ "Jedermann", S.52.

⁴⁷ "Jedermann", S.145.

sterben, sterben für ihre Mutter. Nicht daß das Heldische bleibe, das Männliche oder das Furchtlose, sondern daß das Mütterliche bleibe." ⁴⁸

Dem gleichen Gedanken folgend heißt es dann in dem Schauspiel "**Der Verlorene Sohn**": "Im Krieg gibt es nämlich nur Mütter und Söhne... das sind die, die geben. Alle anderen wollen haben und nehmen. Aber die Mütter und Söhne geben alles mit vollen Händen, was sie haben.... wer die Söhne in den Krieg läßt, das ist nicht der Kaiser, das sind die Mütter, denn der Kaiser hat noch keinen Sohn geboren, sondern die Mütter, und nicht der Kaiser hat zugesehen dabei sondern der Tod. Und daß die Liebe größer war als der Tod, das ist nämlich, größer als die Angst und größer als der Tod... Die Mutter hat ihr Leben nicht bewahrt, damals, da hat sie nicht daran gedacht. Sie hat nur daran gedacht, daß etwas bleibt. Und das ist es nämlich, daß etwas bleibt, auch wenn wir nicht mehr bleiben." ⁴⁹

Diese Auffassung des Krieges als äußerstes Produkt der von Wiechert so verachteten Zivilisation stellt in der Mutter das Symbol des kreatürlichen Seins dar, nach dem die Gestaltung des Wiechert'schen Werkes immer wieder zielt.

(78) Weiter fortschreitend in dieser Richtung, sich beschränkend auf das naturnahe Leben, erstet das nächste Werk: "**Die Magd des Jürgen Dorskocil**".

Jürgen Dorskocil, der getreue Fährmann, vollendet sich in schwerer Arbeit und Pflichterfüllung gegenüber der Gemeinschaft der Menschen und findet so aus dem nur kreatürlichen Sein in menschlich-kulturelle Bezirke.

Dieser Zug im Wiechert'schen Werke, der die wahre Menschwerdung seiner Gestalten durch Arbeit für eine soziale Gemeinschaft in das Zentrum rückt, wird nun im Laufe der Entwicklung des Dichters weitergetragen und zu größerer Vollendung geführt, erst in der "Majorin", dann in der "Hirtennovelle" bis zu dem Arzt und Menschenfreund Jons Ehrenreich Jeromin in den "Jerominkindern".

Eigenartig ist die polare Gegensätzlichkeit der beiden Wesensmomente in der "Magd des Jürgen Dorskocil" - einerseits das dumpf-mystische Lebensgefühl, in das man hineingestellt wird, verbunden mit einer spannungsreichen, ja fast kriminalistischen Handlung. Doch gerade das Spannungsmoment ist für das Werk nur insoweit ausgenützt, als es für die Gestaltung und Vollendung des Lebensgefühls auf seiner höchsten Stufe notwendig ist.

Doch nicht vom Fährmann Jürgen Dorskocil, auch nicht von der Landschaft her erhält das Werk seine Impulse und die Wesentlichkeit seines Namens, sondern von Jürgens Magd Marthe. Und mit ihr zieht nun ein neues Motiv in das Werk Wiecherts ein. Sie wird Jürgens Frau, und damit gestaltet Wiechert zum ersten Mal eine echte Ehe, die ihren Sinn in dem ergänzenden und erlösenden Zueinander erhält. (79) Jürgen wird durch sie aus seiner kreatürlichen Einsamkeit gehoben, in der er wie alle bisherigen Gestalten befangen war. Marthe dagegen gesundet in seiner großen und reinen Welt von den Verstrickungen ihres bisherigen Lebens. Ihre religiös-sinnliche Natur war vorher in die Hände eines Mormonenpriesters geraten, der mit seinem sektiererisch-verbrecherischen Treiben das Land heimsucht und Marthe auch jetzt noch nicht freigeben will. Von ihm glaubt sie das Kind in ihrem Leibe

⁴⁸ "Jedermann", S.178.

⁴⁹ "Der Verlorene Sohn", S.37.

verflucht und ersticht ihn, als er den Fluch selbst nach der geforderten Hingabe wie versprochen nicht von ihr nehmen will. Darauf stellt sie sich dem Gericht, sie lehnt jedes ihr angebotene Gnadengesuch ab, da sie glaubt, "wer blut vergießt, muß büßen, damit er wieder froh wird."⁵⁰

Der nächste große Schritt im Bogen seines Werkes ist die Erzählung "**Die Majorin**".

Michael Fahrenhorst kehrt nach zwanzigjähriger Gefangenschaft aus dem Kriege nachhause zurück. Doch nicht auf die Gestalt des ziellosen Mannes, dessen Glauben an das Gute zerstört ist, dessen Wille zu einem Leben in der ewigen Ordnung der Natur gebrochen ist, liegt das Gewicht dieser Erzählung, sondern vor allem auf der Gestalt der Majorin, der heilenden und helfenden Frau.

Die Majorin, Herrin eines großen Gutes, Witwe und Mutter eines bereits erwachsenen, aber völlig aus der Art geschlagenen Sohnes, auch sie ist nicht verschont von Stürmen, die ihr inneres Gleichgewicht empfindlich stören, (80) aber sie findet durch Überwindung in der Arbeit und durch Güte und Verstehen den Weg, der beiden, - ihr und dem Heimkehrer, - das Gleichgewicht eines in der großen Ordnung ruhenden Lebens bringt.

Michael kommt an einem Abend über das Moor seiner Heimat zu und sieht den Sonnenuntergang, schon dieses Erlebnis der untergehenden Sonne über dem vertrauten Land seiner Kindheit bringt in sein bis dahin absolut negatives Lebensgefühl eine Erschütterung, die einzugestehen er sich wehrt. Er begegnet der Majorin, erkennt sie und faßt das Vertrauen, ihr sein vergangenes Leben zu erzählen. "Sie fühlt, daß nur ein Faden ihn an ihre Gegenwart bindet, und daß eine einzige unbedachte Silbe genügen könne, damit er mit einem Sprung in das Dunkel entweiche, in die große Einsamkeit, aus der er kommt und in die er am liebsten wieder zurückmöchte."⁵¹

Sie ist ratlos und fängt an, ein Lied zu summen - eine alte Gewohnheit, die man schon als Kind an ihr tadelte, und dieses Lied schafft ein gemeinsames Schweigen um diese beiden Menschen, obwohl es im ersten Moment scheint, als würde Michael, zurückgestoßen von der Unzartheit, wieder entfliehen wollen. Doch er bleibt, und dies ist der erste Schritt, den die Majorin erst noch unbewußt, aber dann mit zarter Hand den Heimkehrenden zurück zu menschlichem Leben führt. Auf diesem Weg findet auch die Majorin ihre menschliche Vollendung: sie weiß sich von Michael auch als Frau begehrt, und auch sie sehnt sich nach Liebe. (81) Doch sie überwindet sich aus Verantwortungsbewußtsein, nicht nur für Michael, sondern auch für ihr Gut, ihren Pflichtenkreis, und klärt ihr Gefühl in mütterliche Liebe; Michael folgt nun seinem Weg, wird wieder Bauer und "...wissend, daß es für den Menschen wohl nichts schöneres gebe, als für Brot zu sorgen, damit die Hungernden satt würden",⁵² erfüllt er seine Pflicht. "Es sei damit wie mit einer Krone, sagt die Majorin, auch wer eine Krone auf die Stirn gesetzt bekomme, wisse es machmal nicht. Und wer für Acker und Tier zu sorgen habe, trage immerhin eine Krone, so demütig sie auch sei."⁵³

⁵⁰ "Die Magd des Jürgen Doskocil", S.263.

⁵¹ "Die Majorin", S.14.

⁵² "Die Majorin", S.175.

⁵³ "Die Majorin", S.211.

Es wächst vieles in der Stille in diesem Buch, und das Gebot der Menschen ist es, wiederum "reinen Herzens" zu werden; und reine Herzen und große Seelen wachsen nur in der Stille.

"Die Majorin" ist eines der reifsten Werke Ernst Wiecherts und steht bereits auf dem Weg, den die **"Hirtennovelle"** weiterschreitet.

Die junge Hirte Michael ist die Verkörperung des reinsten, naturhaften Menschen, die hier auf seine Art zur Vollendung geführt wird, keine Unwesentlichkeit, keine äußere Handlung lenkt von der inneren Bestimmung der Dichtung ab.

Michael, einer Witwe Sohn, wurde von ganzen Dorfe das Hirtenamt übergeben, er steht unter allen äußeren Umständen für seine Herde ein und wird ein "guter Hirte". Sein junges Leben erfüllt sich im Opfertod, als er sich den eindringenden Kosaken entgegenstellt, um das kleinste Lamm seiner Herde, (82) das dem ärmsten Pächter der Gemeinde gehört, vor den Zugriffen der Feinde zu retten. Klar und groß steht dieses einfache Leben vor dem Leser in sprachlich höchster Vollendung.

Das Pflichtgefühl für eine Gemeinschaft kommt im Werke Wiecherts immer mehr zum Durchbruch, wird zum hohen Ethos in seinen Büchern, hält aber mit dem äußerst gut ausgeprägten Individualismus des Dichters weiterhin das Gleichgewicht; er wird Zeit seines Lebens von einem Gefühl des "Anders-Seins" als die übrigen Menschen geleitet, das in der Gestaltung der Charaktere seines Werkes besonders stark zum Ausdruck kommt, es ist dies das Wissen um eine viel subtilere Natur, die er nur sich selbst und ganz wenigen Menschen auf der ganzen Erde zubilligt.

Alle Forderungen, die der Dichter in seinen von nun an folgenden Werken an den Menschen stellt, - sei es nun Gerechtigkeit oder Freiheit, Glaube oder Treue, - sie müssen vom inneren Menschen ausgehen. Alle Züge, die dem Wiechert'schen Menschenideal entsprechen, erwachsen aus der einen Forderung, "reinen Herzens" zu werden; hat der Mensch ein reines Herz oder eine gute Mutter, falle von selbst alles Laute und Äußerliche von ihm ab. Die Gestalten der nun folgenden großen Schaffensperiode sind bis auf den Freiherrn Amadeus in der "Missa sine nomine" Charaktere, die das Leiden in ihrer gesamten Wesensanlage, wenn auch nicht vollkommen, so doch größtenteils überwunden haben. Gestalten wie der Johannes in der "Kleinen Passion" oder dem "Jedermann", deren Lebensweg rein menschlich gesehen ein einziger Leidensweg ist, (83) hat Wiechert überwunden, denn der Mensch Ernst Wiechert ist weitergegangen auf seinem Lebensweg, ist ruhiger geworden und hat es verstanden, die Spannungen in seinem Inneren und seiner Umgebung einer weitgehenden Milderung zuzuführen.

Der Leitspruch des Dichters, Gott mehr gehorchen zu müssen, als den Menschen, wird für ihn in den nun folgenden Jahren zum Prüfstein seines Menschentums. Doch Ernst Wiechert bleibt ihm treu. Die beiden Reden an die Münchner Studentenschaft und die erst 1946 veröffentlichte, aber in dieser Zeit geschriebene Novelle **"Der weiße Büffel oder Von der großen Gerechtigkeit"** beweisen die Haltung Wiecherts.

Wie der Titel der Novelle bereits ankündigt, ist das Grundproblem dieser kleinen, aber umso bedeutenderen Schrift das Problem der Gerechtigkeit. Der Held des Buches, Vasudeva, durchschreitet als junger Mensch das Sta-

dium der Gewalt und der Macht und erreicht dann durch das Wirken seiner Mutter den Adel einer Seele, die ihm Mut und Kraft gibt, der Diktatur eines Herrschers zu widerstehen, der die Macht über Leben und Tod Vasudevas und seiner Mutter in seinen Händen hält und nichts anderes fordert, als daß Vasudeva sich einmal, nur für ganz kurze Zeit vor ihm in die Knie werfen möge. Durch seine Weigerung hat er für sich und seine Mutter das Leben verwirkt; und beide werden verbrannt, ohne sich jedoch ein einziges Mal gemüht zu haben. Ihre Standhaftigkeit aber bewirkt es, daß der Herrscher danach seiner Macht nicht mehr froh werden kann und zugunsten seines Sohnes, der ein milder Herrscher ist, auf den Thron verzichtet.

(84) Es ist nicht schwer zu erkennen, welche Motive und Erlebnisse Wiechert zur Gestaltung dieses Stoffes bewogen, der ja an und für sich außerhalb seines Wesensbereiches liegt.

Seine Haltung wurde auch durch die Zeit des Konzentrationslagers nicht gebrochen. Wie immer nach schweren Dingen sucht der Dichter wieder die Einsamkeit, aus der er dann mit dem Roman "**Das einfache Leben**" wieder an die Öffentlichkeit tritt. Das Buch ist nicht, wie man es eigentlich erwarten könnte, eine große Kampfansage gegen die Menschheit, sondern eine große Auflehnung gegen Gott. Andererseits ist es aber auch ein Weiterschreiten auf dem mit der "Majorin" begangenen Weg, reinen Herzens zu werden. An den Anfang des Werkes stellt "Wiechert einen Teil einer Rede von Tschuang Tse:

"Ein drittes Mal begegnete Yen-Hui Kung-Fu-Tse und sagte: 'Ich komme weiter.'

'Wie das?' fragte Kung-Fu-Tse.

'Ich bin alles losgeworden', antwortete Yen-Hui.

'Alles losgeworden!' sagte Kung-Fu-Tse ergriffen, 'was meinst du damit?'

'Ich habe meine Gedanken entlassen, da ich so Leibes und Geistes ledig wurde, bin ich eins mit dem Alldurchdringenden geworden. Das ist es, was ich damit meine, daß ich alles losgeworden bin.' "

Dem Korvettenkapitän Thomas von Orla wird eine Bibelstelle zum Schicksal, die eine völlige Änderung seines bisherigen unerfüllten Lebens bewirkt. Er geht mit seinem früheren Burschen Bildermann in die Einsamkeit einer kleinen Hütte an einem See (85) und will durch schwere Arbeit und einfaches Leben seinem Leben wieder Sinn abringen. Hier trifft er nur gleichgesinnte Menschen, die sein Streben vollkommen verstehen. Marianne, die Tochter des alten Generals, bei dem Orla arbeitet, schenkt ihm ihre junge, reine Liebe, doch Thomas erkennt, daß er zu verzichten habe, denn "Die Liebe hat nicht das Ihre zu suchen, von Anfang an nicht, aber noch weniger, wenn die grauen Fäden im Haar erscheinen. Es gab keine größere Mannesprobe, als das Entsagen ohne Bitterkeit." ⁵⁴

Das ist von nun an Wiecherts Streben, entsagen zu können, ohne Bitterkeit im Herzen zu tragen, entsagen zu können um des anderen Menschen willen, um des dienenden Lebens willen.

" 'Und welches ist der größte Besitz?' fragt Marianne Thomas einmal.

'Der größte Besitz ist die Liebe.'

'Und du sagtest einmal, daß sie da ist, wenn man nichts haben will?'

'Nein, ich sagte, daß sie da am größten ist, wenn man nichts für sich haben will.'

⁵⁴ "Das einfache Leben", S.433.

Sie dachte lange nach. 'Ist es das, Thomas, was im Korintherbrief steht: Sie suchet nicht das Ihre?' ⁵⁵

Dieses hohe menschliche Ethos, das Wiechert in diesen Worten als sein eigenes zu erkennen gibt, läßt aber trotzdem nicht über die ungeheuren Beschuldigungen hinwegtäuschen, die er an anderer Stelle gegen Gott erhebt "Das einfache Leben" basiert wieder auf der alten Grundeinstellung, (86) daß der Mensch der Mittelpunkt der Schöpfung sei, die Wiechert bereits überwunden hatte, in die er aber durch die schrecklichen Erlebnisse in Buchenwald wieder zurückgefallen war.

Die Schuld an allen diesen Grausamkeiten haben erst in zweiter Linie die Menschen, schuld ist vor allem Gott, der einen Konstruktionsfehler bei der Erschaffung der Menschen begangen hat, denn sonst wäre der Mensch zu all diesen Grausamkeiten nicht fähig.

In der Folge schreibt Wiechert einen Bericht über das Konzentrationslager Buchenwald, den "**Totenwald**", in dem er sich zu den gleichen Bekenntnissen stellt, die er im "Einfachen Leben" bereits verfißt. Durch die ganze Schreckenszeit wird Wiechert von einem ungeheuren Willen geleitet, alles zu überstehen und zu überwinden. Er will sich wieder einen Glauben aufbauen, doch dieser Glaube soll fern von allem Gottglauben in der Stille wachsen.

So schreibt er im "Totenwald": "Und da das Schicksal mehr mit ihm gewollt hatte, hatte es ihn hierher geworfen in den großen Tiegel der Qualen, und er würde nun zu zeigen haben, ob es ihm zum Segen geworden sei. Er wollte nichts missen davon. Er würde sich schon wieder aufrichten, er würde nichts vergessen davon, aber er würde zusehen müssen, daß aus dem Unvergeßlichen mehr wüchse, als die bittere Frucht des Hasses." ⁵⁶

Und wieder, genau so in der 1943 entstandenen "Totenmesse" richten sich die Anklagen nicht so sehr gegen die Menschen, sondern vor allem gegen Gott.

(87) 1940-41 entstand der erste Band des vom Dichter seit langem geplanten Romanes "**Die Jerominkinder**". In diesem ersten Band ist der Riß, den das Leben des Dichters erhalten hatte, ganz klar zu Tage getreten.

Die Jeromins sind eine große und sehr eigenartige Familie, deren Verschiedenartigkeit durch das Einwirken zweier völlig verschiedener Blutströme zustandekommt.

Der Großvater Jeromin ist ein Greis, der Augen hat wie ein Prophet, der das Alte Testament auswendig weiß, und dessen Worte wie ewige Richtersprüche klingen; er steht an der Spitze der Familie.

Jakob Jeromin, der Vater der Familie, dessen Leben am Kohlenmeiler des Herrn von Balk in treuer Pflichterfüllung still abläuft, ist ein gerechter Vater ohne Härte. Diesem stillen Mann, dessen Leben in Ruhe und Bescheidenheit dahingleitet, steht die Mutter, eine strenge, ja oft harte Frau zur Seite, die aus einem anderen Geschlecht stammt - dunkel und herrisch. Sie war einstmals eine sehr ehrgeizige Frau, die im Geiste schon den Abglanz der Krone auf ihrem Haupte fühlte, die sie bei ihrer Heirat für ihren Mann winken sah, für sein Streben in jungen Jahren, "die Gerechtigkeit auf den Acker bringen zu wollen", die Gerechtigkeit für den kleinen Mann; stattdessen klär-

⁵⁵ "Das einfache Leben", S.222.

⁵⁶ "Der Totenwald", S.193.

te sich sein Leben, und er sah das Ziel seines weiteren Lebens vor allem darin, den eigenen Acker und den seiner Kinder gut zu bestellen, statt einem fernen Ziel nachzujagen, zu dessen Verwirklichung er sich nicht stark und groß genug fühlte. Dieses Bescheiden in die Enge seines ihm zugemessenen Raumes hat die stolze Frau verbittert, (88) dazu kam, daß sie glaubte, an Härte gegenüber ihren Kindern wettmachen zu müssen, was der Vater nach ihrer Meinung versäumte. Dadurch erwarb sie sich zwar die Achtung ihrer Kinder, aber deren Liebe verlor sie; und das machte die Mutter, die sich im Grunde ihres Herzens nach Liebe sehnte, nur noch verschlossener und härter.

Die sieben Kinder der so verschiedenen Eltern sind in ihrem Wesen voneinander so verschieden, wie es nur irgend innerhalb einer Familie möglich ist. Matthias, der Älteste, ist bodenverwachsen, still, ernst und ein wenig schwerfällig und seiner Bestimmung nach ein wahrer Bauer. Früh bedrückt von Todesahnungen, erkennt er den Sinn seines Lebens darin, es an ein Kind weiterzugeben, und erfüllt sich, als im Moment seines Todes sein kleiner Junge das Licht der Welt erblickt.

In der Gestalt des Friedrich zeichnet Wiechert nochmals den Typus des rein kreatürlichen Menschen - eine Wiederholung des Knaben Sylvestris aus der "Flöte des Pan", ihm wiederfährt das gleiche Schicksal.

Das Mädchen Gina ist ehrgeizig, wie es die Mutter einst gewesen, sie strebt aus der Enge des Dorfes Sowirotg hinaus, und mit ihrem zähen Willen erwirbt sie sich ein Vermögen und heiratet schließlich einen Grafen, mit dem sie zu Beginn des zweiten Weltkrieges nach England emigriert.

In Gotthold treten die relativ schlechtesten Züge der Familie zutage. Auch er ist ehrgeizig, aber er bringt es auf ehrliche Weise zu nichts, und so wählt er eben die andere Seite, sein Weg führt ihn über das Zuchthaus zu einem gewissenlosen Anhänger der Nationalsozialisten, (89) der überall nur seinen Vorteil zu finden bestrebt ist.

Die drei jüngsten Jerominkinder vereinigen am reinsten das Erbe des Vaters in sich. Maria, ein liebevolles und geduldig stilles Mädchen, erträgt ohne Klage ihr nicht leichtes Leben. Sie heiratet den Lehrer des Dorfes, der dann verstört aus dem Kriege zurückkommt und wie ein kleines Kind durch das weitere Leben geführt werden muß.

Mit gelähmten Beinen, aber demütig sein Schicksal hinnehmend, lebt Christian sein Leben in dem kleinen Dorf. In ihm lebt ein starker Drang nach Wissen, doch er ist zu bescheiden, um die Aufmerksamkeit der anderen auf sich zu lenken. Aus seiner Lieblingsbeschäftigung, der er schon als Kind nachhing, als er aus Holz kleine Tiere schnitzte, wurde mit der Reife des Lebens ein tiefes Künstlertum, das dem Dorfe für die neu erbaute Kirche eine Kreuzesstatue schenkt, die die Hand eines Begnadeten erkennen läßt.

Der Jüngste der Jerominkinder - die eigentliche Hauptgestalt des Werkes, Jons Ehrenreich Jeromin - geht wie ein heller Faden durch die Verstrickungen des Werkes. Er ist ein stilles, geistig sehr regsames Kind, dem es der alte Lehrer des Dorfes ermöglicht, die höheren Schulen zu besuchen. In ihm ist unschwer die eigene Jugend des Dichters wiederzuerkennen. Das Dorf setzt große Hoffnungen auf ihn, und sein streben ist es, die Gerechtigkeit auf den Acker zu bringen, wie es der Vater schon gewollt hatte. Doch langsam lernt er erkennen, daß es auch seine Aufgabe, ja daß es überhaupt die Aufgabe der Menschen sei, ihre dreißig Morgen Acker zu bestellen und nicht Phantomen nachzujagen. (90) Es ist die stille Resignation, die auch Wiechert

sich zu eigen macht, indem er in seinem "Selbstportrait" sagt, daß es ihm genug sei, ein paar Menschen zu lieben, einige Bücher zu schreiben, ein paar Hunde zu haben, und daß er die großen Wünsche des Lebens lange begraben habe. Jons hätte die Fähigkeit und das Wissen, ein großer Chirurg zu werden, er erhält viele verlockende Angebote, die er aber alle ausschlägt, um Armenarzt in seinem Heimatdorf zu werden. Nach dem Kriege kehrt er in den "Eulenwinkel" zurück und wirkt dort bis zum Ausbruch des zweiten Weltkrieges als ein Freund und Helfer der armen. Hier schließt der zweite Band; einen dritten Band zu schreiben, hatte Wiecherts Leben nicht mehr Zeit genug. In der "Missa sine nomine" aber wird von einem Flüchtling erzählt, daß er durch ein vollkommen zerstörtes Dorf gekommen sei, wo nur mehr eine Frau gelebt habe, die sei vor der Tür der Kirche gekniet, an die die durchziehende Armee des Feindes den jungen Pfarrer genagelt hatte. Die anderen Einwohner des Dorfes hätten vor dem Einzug der Feinde von dem jungen Arzt des Dorfes, der weit über die Gebiete seiner engeren Heimat hinaus bekannt gewesen sei, Gift erhalten, mit dem sie alle ihrem Leben ein Ende gesetzt hatten.

Das ist das Ende des Dorfes Sowirog, in dem außer der Familie der Jeromins die verschiedensten Vertreter des ostpreußischen Menschentums Gestaltung finden.

Doch die Vertreter aller Stände, des Adels mit dem Herrn von Balk, das Bürgertum und die Arbeiter, sie weisen alle auf die Ansicht des Dichters hin, daß das abendländische Menschentum dem Abstieg entgegengehe; (91) allein das Bauerntum birgt noch die Möglichkeit der Hoffnung für die westliche Menschheit in sich, denn nur der Bauer lese noch in der Bibel, er allein sei noch der Erde verbunden, während der Untergang allein vom Geist komme: "Alle Seher und Deuter der Zeit und Geschichte haben zu erkennen verneint, daß der abendländische Mensch seit zweihundert Jahren in die verhängnisvolle Sünde gefallen ist, in die des Intellekte. Des Intellekte, der aus der mittelalterlichen und Urzeitgnade herausgetreten ist, um zu sein wie Gott. Der den magischen Boden verlassen hat, in dem die Primitiven ruhen, die östlichen Völker, in dem noch der russische Bauer ruht. Der die ratio auf den Thron gesetzt hat, der im Bewußten lebt und nur im Bewußten, und für den das Unbewußte eine Torheit und ein Ärgernis ist." ⁵⁷

Wiechert predigt den einfachen und gläubigen Menschen und geht dabei stillschweigend über die Tatsache hinweg, daß er selbst mitten in der geistigen Richtung dieser untergehenden Welt steht, obwohl er sich selbst zu jenen einfachen Menschen zählt, in deren Händen die Zukunft Europas liegt. Trotz seiner Kritik am Intellekt glaubt er nur an sich selbst und erhebt seinen Zweifel und seine Kritik zum Mittelpunkt des Seins. Er setzt seine Zweifel an alles und verurteilt dies bei allen anderen und sagt dennoch, man könne den Himmel eines Volkes nicht entgöttern und meinen, es gehe nun endlich ohne Himmel.

"Man kann mit ätzendem Spott und Witz die Idole einer Zeit vernichten, aber das Ätzende bleibt, und das Geätzte wartet auf das Heilkraut, das die Wunde schließt." ⁵⁸

⁵⁷ "Jahre und Zeiten", S.411.

⁵⁸ "Jahre und Zeiten", S.405.

(92) Solche Äußerungen Wiecherts lassen aufmerken, besonders, da er doch zeit seines Lebens jedwede Autorität negierte, da er doch mit seinen Zweifeln an so vielen überlieferten Werten seines Volkes rüttelte und sie in seinem Werk zum Zusammenbruch bestimmt und doch keinen besseren Weg für die Zukunft weiß, den auch der einfache Mann gehen könnte. Er verneint jedwede Gemeinschaft, sei es Volk, Kirche oder eine andere Institution, er bleibt zeit seines Lebens der ausgeprägte Individualist, doch lebt er sein Leben nicht, sondern er leidet es, und zugleich spiegelt sich in ihm das Leiden der Welt.

Nicht allein das Grauen war es, das ihn im Kriege so erschüttert hatte: "Mir aber war mehr geschehen, ich hatte nicht nur die Toten ge sehen, und ein Toter war mir immer ein schrecklicher Einbruch in die sinnvolle Welt der Schöpfung, ich hatte den Zerfall der Maske gesehen, die vor dem Menschen gesicht hing. Das Arme und Elende, wie es hinter Uniform und Rang und großen Worten stand, und die große Einsamkeit des Menschen, die schon ganz leise vor den Kathedern der hohen Schulen begonnen hatte und die sich von hier aus fortsetzte, ganz langsam und immer zunehmend, bis sie am Ende des Lebens dort endete, wo nur zwei oder drei Menschen übrig bleiben, in deren Hände man ruhig sein Leben legen konnte, und eine kleine Schar derjenigen, die man die "Menschen guten Willens" nennen kann, die man gleichsam nur in der Idee kennt, aber denen man vertraut, als ob man sie von Angesicht zu Angesicht kannte.

(93) Diesen langen und grauen Weg der Desillusionierung, den alle sogenannten Optimisten uns gleichsam wie eine Schuld vorhalten, und der doch ein tapferer Weg ist, wenn wir ihn so gehen, als stünden an seinem Rande immer noch die alten Götterbilder mit den klaren Stirnen, efeuumrankt und von unserem Kinderglauben geehrt, tapferer als der Weg, den wir die Jugend aller Zeiten geführt haben, ohne zu bedenken, daß sie einmal schrecklich erwachen würde vor den zerfallenen Bildern und uns fluchen, daß wir sie einen Traumweg geführt hätten, und daß wir sie nun am Ende der Träume allein ließen, ratlos und weglos."⁵⁹

Alle Ideale, die man der Jugend zu Wiecherts eigener Jugendzeit und später noch vorgesetzt hatte, sie sind ihm zusammengebrochen, sei es nun Vaterland, Volk, Religion, Freiheit oder Gerechtigkeit. Resignierend erkennt er, daß es Gerechtigkeit auf der Erde nicht gibt; alles, was die Menschen wieder zum Guten führen könnte, liegt im Menschenherzen selbst beschlossen, und es gilt, die Demut und die Liebe, die Ehrfurcht vor dem Stillen, Bescheidenheit und das Dienen am Nächsten, das "Tätige Leben" die Menschen wieder zu lehren, damit die Jugend besser werde, als es die Generationen zuvor gewesen sind. "Und es ist doch, was wir den einzigen Gewinn dieses Lebens nennen: daß wir Menschenherzen bewegt und ergriffen haben, nicht für eine flüchtige Stunde des Rausches von einem Podium aus, hinter dem die Fahnen wehten, sondern für lange bittere Jahre des Lebens, und daß wir sie zum Guten bewegt und ergriffen haben, zur Wahrheit, zur Tapferkeit und zur Liebe."⁶⁰

(94) Doch so gerecht Wiechert auch dem einzelnen Menschen gegenüber zu sein versucht, so liebevoll er über die Menschheit im allgemeinen spricht,

⁵⁹ "Jahre und Zeiten", S.154 f.

⁶⁰ "Jahre und Zeiten", S.303.

sein eigenes Volk hat bis in sein Alter keine gerechte Würdigung von ihm erfahren. Ihm gegenüber war er immer ungerecht und sah es nur von der schlechtesten Seite: "Ich glaube nicht, daß mein Volk von einem blinden Schicksal geführt und geschlagen wurde, wie etwa über ein unschuldiges Haus Krankheit und Not fallen können. Ich glaube vielmehr, daß das Gefährdete seiner Anlage und damit seiner Geschichte dieses Schicksal gerufen hat, und es darf uns nicht erbittern, daß dieses Schicksal über die Unschuldigen genauso hingeht wie über die Schuldigen."⁶¹

An anderer Stelle schreibt er in seinen Erinnerungen: es ist "die verhängnisvolle Eigenschaft des deutschen Wesens, keinen Gegner zu achten und jeden weltanschaulichen Gegensatz mit einer Beschimpfung des Charakters oder der Person zu beantworten..."⁶²

Auf Grund dieser und noch vieler ähnlicher Äußerungen wird das Leben in Deutschland für Wiechert langsam zur Unmöglichkeit, denn seine Landsleute feinden ihn ob seiner Einstellung in jeder Weise an. Alt und krank, entschließt er sich, seine letzten Jahre in der Schweiz zu verbringen, wo in der Stille sein letztes Werk, die "**Missa sine nomine**", entsteht. Die Gestalt des Freiherr Amadeus bringt wieder die Reflexion eigener Erlebnisse.

(95) Nach dem Krieg kehrt ein an Leib und Seele gebrochener Mann, der Freiherr Amadeus von Liljencrona, aus der Konzentrationslagerhaft zurück. Scheu und leicht verwundbar, vergräbt er sich in seiner Einsamkeit, mit tiefem Haß gegen seine Peiniger im Herzen. Langsam beginnt - gefördert durch die Zartheit und Liebe seiner Brüder und einiger lieber Menschen - die Gesundung seiner Seele: Amadeus tritt aus dem Dunkel des Hasses in das Licht der Nächstenliebe und vergibt dem Förster Buschan, durch dessen Verschulden er einst erhaftet worden war. Er dringt durch alle dunklen Kräfte der Seele vor zu Güte und Verzeihung.

Die Tochter des Försters erwartete ein Kind von einem Werwolf, der mordend und zerstörend das Gebiet unsicher gemacht hatte. Der Freiherr war es, die ihn gestellt und dem Gericht überantwortet hatte, deswegen haßt ihn das Mädchen und dingt Mörder, die den Freiherrn erschießen sollen, bei seinem Sterben aber will sie zusehen. Doch kein Haß lodert in Amadeus auf, als er schwer verwundet am Rande des Moores liegt, nur grenzenloses Mitleid für das Mädchen, das ein Kind unter dem Herzen trägt und trotzdem so ganz von Haß erfüllt ist; und gerade dieses Mitleid verwandelt das Mädchen. Sie ist es schließlich, die ihm Rettung holt, wird aber von einem schweren Nervenfieber befallen, ihr Haß erlischt, und mit ihm verliert sie aber auch jedes Erinnerungsvermögen und sieht nun im Freiherrn den Vater ihres Kindes. Dies wird die große Prüfung des Freiherrn, ob sein Mitleid und seine Liebe zu den Menschen auch stark genug sei, daß er dem Mädchen Weg und Stütze für ein Leben in Liebe, Demut und Mitleid werde.

(96) "...Und der Freiherr Amadeus, während seine Hand über das taufeuchte Haar des Mädchen glitt und seine Augen sich immer tiefer mit dem großen Abendrot erfüllten, glaubte, dasselbe zu sehen.... die Unvergänglichkeit des Lebens."⁶³

⁶¹ "Jahre und Zeiten", S.409.

⁶² "Jahre und Zeiten", S.386.

⁶³ "Missa sine nomine", S.452.

Mit diesem Buch nimmt Wiechert einen Teil der Härten seines Urteils über die Menschen zurück; er wird ruhiger in der Stille, und so schreibt er rührende Worte an die Menschen, die erkennen lassen, daß er nicht mehr so ganz zu den Anklagen stand, die er ein ganzes Leben lang so heiß verfochten hatte:

Ach, alles, was wir lieb einst hatten,
tritt leise nun ins Lampenlicht,
und Freunde treten aus den Schatten
und das geliebte Angesicht.

Und alle neigen sich mit Gaben,
und eines spricht dem andern nach:
"Ach, möchtest du doch Frieden haben,
nur Frieden unter diesen Dach!"

Ich weiß nicht, was ich haben werde,
noch trägt dies Herz sein Leid, sein Glück,
doch einmal kehrt zur guten Erde
dies Herz wohl wie ein Kind zurück.

Du blickst, an diesen Ort gebunden,
wie eine Mutter still mir nach....
Hab Dank für alle guten Stunden!
Hab Dank. du gutes, stilles Dach!

Du letztes Haus in meinem Leben,
ich knie auf deiner Schwelle still....
Ach, möchten alle mir vergeben,
wie allen ich vergeben will.

IV Gott, Glaube und Religion als Zentralprobleme des Wiechert'schen Werkes

(97) Die Frage nach Gott, Glaube und Religion steht in den meisten Werken des Dichters im Zentrum des Geschehens und weist klar erkennbar einen Fortgang auf, der von der "Blut- und Boden-Religiosität" des "Totenwolfes" über den Erlösungsfanatismus durch Mitleiden im "Knecht Gottes Andreas Nyland" bis zum "Einfachen Leben" und den "Jerominkindern" mit ihrer Frage der Theodizee führt und bis zur "Totenmesse", dem "Totenwald" und dem Erinnerungsbuch "Jahre und Zeiten", in denen der Dichter die Summe seines Lebens zieht und bekennt, daß die skeptische Haltung der Gestalten seiner Werke der Spiegel seiner eigenen resignierten Haltung sei.

Als Kind wächst er mit dem "Buch der Bücher", der Bibel, auf und noch dazu in einer Landschaft, wo die Menschen nach seinen eigenen Aussagen noch in der Bibel lesen und mit ihr leben. Die Bibel ist auch durch sein ganzes Leben sein "treuer Begleiter", bekennt Wiechert, sie ist ihm immer ein Quell tiefster Weisheit. Aus dem Munde des Kapitäns Orla spricht Wiechert selbst, als dieser seinem Sohne sagt, der aufgeklärt und blasiert meint, "über die Bibel hinaus zu sein": "Wer über Bibel hinwegschreitet, der schreitet über seine eigene Mutter hinweg."⁶⁴

(98) Selbst in die Haft und in das Konzentrationslager begleitet ihn die Bibel. Doch ist es im wesentlichen nur das Alte Testament, aus dem der Dichter schöpft, es sind die Psalmen und die Bücher der Propheten, in denen er die unzähligen Gedanken und Motive findet, die Bilder und Gleichnisse, die so reich und vielfältig in seinem Werke liegen.

Für Ernst Wiechert ist die Bibel aber nicht das Vermächtnis eines sich offenbarenden Gottes, wie sie es für das Christentum ist, sondern für ihn ist die Bibel ein Buch der höchsten Weisheit, ein Buch einzigartiger Lebens- und Gotteserfahrung. Dies mag auch der Grund sein, daß ihm das eigentliche Wesen des Neuen Testaments nie offenbar wird, daß es ihn vor allem in seinen frühen Werken immer zu lebhaftem Widerspruch und Protest reizt.

"Als Dichter", sagt Hellmut Ollesch,⁶⁵ "liebt Wiechert die epische Breite und Anschaulichkeit des Alten Testaments, er empfindet das Schöne der Aussage. Schön ist ihm der Klang: "Von Erde bist du genommen" - und "schön" ist auch: "Dann ist es köstlich gewesen". Der Klang des Wortes "köstlich" läßt ihn aufhorchen und betrachtend verweilen. "Ich bin immer still gestanden, wenn ich an das Wort kam... köstlich... wie Sonntag am offenen Fenster, wenn der Schlaf über die Augen kommt." "Köstlich muß hinter der Welt sein, weit, weit hinter der Welt."

(99) Oft steht vor allem in den älteren Werken des Dichters an wesentlichen und entscheidenden ein Wort aus der Bibel, doch steht die Auslegung, die Wiechert ihm gibt, meist in krassem Widerspruch zur Auslegung durch die christlichen Kirchen. In vielen Werken wird die Anwendung verschiedenen Bibelworte zu offener Blasphemie.

Im "Totenwald" schickt die blinde, aber schlachtenbegeisterte Großmutter ihren Enkel mit einem Bibelwort als Reisesegen in den Kampf, das ihn zu rücksichtslosem Dreinschlagen für die Wiedergeburt des germanischen

⁶⁴ "Das einfache Leben", S.339.

⁶⁵ Ollesch (Fußnote 3), S.49.

Schlachtengeistes auffordert: ⁶⁶ "Und du, Menschenkind, weissage und schlage mit deinen Händen zusammen. Denn das Schwert wird zwiefach, ja dreifach kommen. Ein Würgeschwert, ein Schwert großer Schlacht, das sie auch treffen wird in der Kammer, da sie hinfliehen. Ich will das Schwert lassen klingen, daß die Herzen verzagen und viele fallen sollen an allen ihren Toren. Ach, wie glänzet und hauet daher zur Schlacht! Hauet drein, beide, zur Rechten und zur Linken, was vor dir ist! Da will ich denn mit meinen Händen darob frohlocken und meinen Zorn gehen lassen... Das Schwert, das Schwert ist gezückt, daß es schlachten soll, es ist gefegt, daß es würgen soll und soll blinken. Denn ich, der Herr, habe es gesagt. Amen." (Hesekiel, Kap.21/19-22)

Wiechert schiebt dem Gotteswort immer eine gewollt menschliche Tendenz unter, wie zum Beispiel nach der "Ausgießung des Geistes aus der Höhe" wird in den "Jerominkindern" eine rein menschliche, völlig innerweltliche Möglichkeit, (100) "die Gerechtigkeit auf den Acker zu bringen", was letztlich heißt, an der Verbesserung der Welt resignierend "für dreißig Morgen Acker zu sorgen" und alles andere laufen zu lassen, wie es eben gerade läuft. In der Weiterführung des Weges, das Bibelwort rein stimmungsmäßig auszulegen, liegen im Werke Wiecherts zahllose Gotteslästerungen. Wiechert zeichnet in der ersten Hälfte seines Schaffens eine Reihe von Gestalten, die allein beim Aussprechen des Namens Gottes nur lästern und fluchen können, wie zum Beispiel Kascheike im "Knecht Gottes", der im Vollgefühl seines Hasses die Dreieinigkeit Gottes lobt. Oder der Lehrer Knurrhahn aus der "Kleinen Passion", der, bevor er ein Kind mit der Peitsche züchtigt, die er den "Tröster" nennt, zynisch lächelnd bemerkt: "Wen Gott lieb hat, den züchtigt er." In den späteren Werken, als es dem Dichter mehr und mehr um die Frage des Theodizee geht, läßt Wiechert die verstörte Förstersfrau, die im Kriege ihren Sohn verloren hat, beten:

"Lieber Gott, sei unser Gast
und siehe, was du angerichtet hast.
Sollen die Toten dir gut bekommen,
alle Heiden und alle Frommen,
und was du zerstört hast und verbrannt,
nimm es fröhlich in deine Hand! Amen." ⁶⁷

An drei Stellen des Wiechert'schen Werkes gibt ein Bibelwort den Anstoß zur Wendung eines Menschenschicksals von seinem Grunde her.

Das erste Mal geschieht dies in der Novelle "Der Hauptmann von Kapernaum", (101) als der bereits reife Offizier in der Kirche beim Hören des Evangeliums vom frommen Hauptmann von Kapernaum in tiefster Seele berührt von seinem Platz aufsteht und, ohne seine Umwelt zu bemerken, nur in sein Inneres lauschend bis zur Kanzel vorgeht und wie gebannt stehen bleibt, während die Worte in ihm weiterklingen: "Gehe hin, dir geschehe, wie du geglaubt hast!"

Das abwartende und unschlüssige Lauschen auf den Ruf ist bezeichnend für die Labilität, in der der Glaube verbleibt. Es ist ihm nur, "als ob sich ihm in diesen Bibelwort die Brücke auftue, von der er noch nicht weiß, ob sie auch

⁶⁶ "Der Totenwolf", S.123.

⁶⁷ "Das einfache Leben", S.55.

tragfähig sein wird." (Ollesch). Als der Hauptmann dann mit einem zum Tode verurteilten Bergmann die Kleider tauscht, um diesen zu retten, und er erfährt, daß kein Gott ihn retten wird, daß er unwiderruflich zu sterben habe, erkennt er: "Der Mensch durfte irren, er durfte nicht spielen. Er hatte es nicht gewollt, aber Gott würde es wohl gewollt haben." Kurz vor seiner Erschießung wird er ruhig: "Gottes Wille, daß die alten Eimer zerschlagen werden... man wird es merken, nachforschen,... sie werden versuchen, es zu verheimlichen, aber das kleine Licht meines Todes wird sich nicht verlöschen lassen... es wird brennen, der Glaube wird brennen, der Mensch wird sich am Menschen entzünden." ⁶⁸ Un so versinkt der beginnende Gottesglaube immer mehr in einem Menschenglauben.

Das zweite Mal geschieht es in "Einfachen Leben", daß ein Bibelwort einem Menschen zum Schicksal wird. Der aus dem Kriege heimgekehrte Kapitän Thomas von Orla liest in der Bibel einen Spruch, der ihn aus seinem bisherigen Leben aufstört: (102) "Wir bringen unsere Jahre zu wie ein Geschwätz." Er begegnet einem Pfarrer, der ihm auf seine Frage nach diesem Wort antwortet: "Sie werden das natürlich als einen Zufall bezeichnen, daß Sie gerade dies gesehen haben. Ich selbst, ich weiß dann, daß ein solcher Vers erwartet hat, bis es Zeit geworden ist. Verstehen Sie? Es ist nicht so, daß ein Mensch für sich selbst lebt und ein Vers wieder für sich, und vielleicht kreuzen sich ihre Wege einmal. Sondern es ist so, für mich natürlich nur, daß der Vers auf seinen Menschen wartet und der Mensch auf seinen Vers. Aber wenn es sich erfüllt hat, ein bestimmtes Stück seiner Lebensbahn, eine bestimmte Düsternis oder Verwirrung, dann ist der Vers da. Er schlägt gewissermaßen das Buch auf, er selbst, er enthüllt sich, er stellt sich auf den Weg. Und dann kann man nicht herumgehen oder ausweichen. Er ist wie ein Eisen, das zuschlägt." ⁶⁹

Und dieser Vers bewirkt in Thomas von Orla eine Änderung seines bisher gegangenen Lebensweges. Er wendet sich dem einfachen, dem tätigen Leben zu. Das Ziel dieses Lebens ist nicht ein "seliges Ende", sondern, daß man sich am Abend ruhig hinlegen kann im Einklang mit der ganzen Welt. Bescheiden zu sein, keine Ansprüche an das Leben mehr zu stellen, ein frohes Herz zu haben, das ist das Ziel des Lebens.

"Liebe und Stille geben dem Leben seinen Sinn". Aber nicht die Liebe zu einem Menschen, sondern die Liebe zu allen Menschen, zur Kreatur und zur Natur.

(103) Das dritte Mal, wo ein Wort aus der Bibel Anstoß zu einer grundlegenden Lebensänderung wird, ist in der "Missa sine nomine". Den alten Freiherrn von Liljencrona, einen stillen und frommen Mann, der ein beschauliches und ruhiges Leben hinter sich hat, bestimmt ein Wort aus dem Buch des propheten Jeremias, in den Tod zu gehn: "Herr, du hast mich überredet und ich habe mich überreden lassen" (Kap.20). Er war in seinem Leben wie verloren gewesen, und ihm hatte der Tod eine große, stille Einkehr bedeutet.

So war das Bibelwort für den Hauptman von Soden Aufbruch zur Tat, - auch wenn diese Tat der Tod bedeutet hatte, - für Thomas von Orla Einkehr in die

⁶⁸ "Der Hauptmann von Kapernaum"; Europäische Revue, 5.Jg. 1929, S.626.

⁶⁹ "Das einfache Leben", S.31.

Stille des Lebens, und dem alten Freiherrn von Liljencrona war es Anstoß zur Heimkehr in den Tod geworden.

Das Bild, das Ernst Wiechert von der Kirche zeichnet, ist ungeheuer düster und auf jeden Fall äußerst einseitig. Für ihn ist sie die konventionelle Institution, die auf das Leben des Menschen keinerlei Einfluß mehr hat. Soviel die Bibel den Menschen seines Landes noch bedeutet, die Kirche ist für sie nur mehr leere Überlieferung, derer man sich bedient, wenn es die Konvention erfordert: zu Taufe, Konfirmation, Hochzeit und Begräbnis. Sie ist für Wiechert nichts mehr als ein Skelett, blutleer und inhaltslos.

Von Hellmut Ollesch wird Ernst Wiechert in seinem kleinen Büchlein von dessen Standpunkt als Pastor kritisiert. Er deutet das Werk des Dichters vom Evangelium her und versucht, die Antwort aus dem Werke des Dichters auf die Frage: (104) Wie steht der Dichter zum Christentum? zu geben. So schreibt er: "Ein Dichter kann und wird Menschen schaffen und Aussagen machen, die ein Spiegelbild und Ausdruck seines eigenen Wesens und Seelentums sind, und die durch die Kunst ihr Leben haben. Er ist darin unbegrenzt. Aber eine klare Grenze wird da überschritten, wo das Bibelwort unter dem Anschein einer ihm gemäßen Aussage - so muß es wenigstens der Leser annehmen - in sein Gegenteil gekehrt, umgedeutet und entleert wird. Das falsch ausgelegte Bibelwort schadet dem Christentum mehr als offene Gegnerschaft oder duldsame Indifferenz. Wenn es in seiner Realität und Positivität erschüttert wird, dann wird damit die Brücke zum Ewigen zerstört. Der Mensch bleibt bei sich selbst, hineingebannt in den immer mehr sich leerenden Kreislauf seiner grübelnden und problematisierenden Reflexion. Sicher muß sich das Göttliche nicht in einer abgeschlossenen, besonderen Welt offenbaren, sondern kann in der Welt, in der wir Leben, mitten unter uns als das ganz andere in seiner "Kraft und Herrlichkeit" spürbar werden. Da kommt es uns nahe, wo Gott uns in unserer Selbstherrlichkeit erschüttert und uns überwältigt, wo nicht mehr der Mensch sondern Gott das Maß aller Dinge wird." ⁷⁰

Ernst Wiechert ist kein christlicher Dichter, wie es zum Beispiel Werner Berggruen oder Gertrud von le Fort sind. Für die Kirchen als Vertreter des Christentums auf Erden hatte Wiechert zeit seines Lebens kein gutes Wort. (105) "Kirchen", sagt er in "Jahre und Zeiten", "kämpfen um das Christentum oder nur um die Konfessionen. Aber wer um die Konfessionen kämpft, ist in meinen Augen schon ein Gottesleugner. Gott ist alles, und die Konfessionen sind nur ein Teil. Auch das Christentum ist nur ein Teil." ⁷¹

Wiechert zweifelt an allen, er lehnt jedes Dogma von vornherein ab, aber es widerfährt ihm nie seine eigenen Zweifel einmal in Frage zu stellen. Er ist traurig und unglücklich über seine Verzweiflung, aber er hält unter allen Umständen bis zu seinem Tode daran fest. Er ist sich selbst das Maß aller Dinge. Noch in seinem letzten Werk, der "Missa sine nomine", die bereits unter dem Schatten des Todes entsteht, greift er die Kirche an: "Eine Kirche, die ihre Pfarrer in den Krieg geschickt habe, müsse nun für eine Weile ganz stille sein. Solange, bis sie ihre zehn Gebote wieder gelernt habe und insbesonde-

⁷⁰ Ollesch (Fußnote 3), S. 56.

⁷¹ "Jahre und Zeiten", S.421.

re das fünfte. " "Für das Herz sorgt der liebe Gott trotz Bischof und Kirchen, aber für die Hände müssen wir selber sorgen." ⁷²

Der Glaube an Gott und die Realität des Lebens existieren vollkommen unabhängig von einander, und für Wiechert ist es nicht einmal sicher, ob Gott noch in den Kirchen wohne, denn vielleicht hat er sie schon längst verlassen, und man habe es nur noch nicht gemerkt.

Die Pfarrer als Vertreter der Kirchen zeichnet Wiechert nicht mit jener Schärfe und Ironie, mit der er die Vertreter seines eigenen Standes, des Lehrerstandes, geißelt.

(106) Im allgemeinen ist für Wiechert der Pfarrer ein Mensch, der gleichzusetzen ist mit einem kirchlichen Beamten. Sie lehren, was sie in der Schule gelernt haben, und sie sind oft weit davon entfernt, das zu glauben, was sie Sonntag für Sonntag in der Kirche predigen. Sie sind aber im allgemeinen schon gutmütig, nur stecken sie für Wiechert allzu tief in dem Zwang der bürgerlichen Konventionen. Sie sind oft hilfsbereite Menschen, wie zum Beispiel der Pfarrer in der "Magd des Jürgen Dorskocil", der Jürgen immer hilfreich zur Seite steht, aber seiner Seele hat er nichts zu geben, und Jürgen muß ihn noch trösten, als er darüber klagt, daß sein zwanzigjähriges Wirken in der Gemeinde so ganz ohne sichtbaren Erfolg geblieben ist.

Der Pfarrer in der "Majorin" dagegen - obwohl er an sich kein schlechter Mensch ist - ringt immer um die Anerkennung und das Wohlwollen der "besseren Gesellschaft" und tut viele Dinge, nur, um sein Ansehen bei Landrat oder Gutsbesitzern zu heben, so daß die Majorin, die eine reife und seelenvolle Frau ist, nicht gerade sehr respektvoll von dem Konsistorialrat denken kann.

Im "Einfachen Leben" wird der Pfarrer zu einer Gestalt, die das Übel der Nachkriegszeit voll erkannt hat, der auch die Schwächen seines eigenen Standes voll einsieht, und der Thomas von Orla erzählt, er sei als Gefängnis-seelsorger einmal die letzte Nacht bei einem Mörder gewesen, sei neben ihm gesessen und habe gebetet. Der Mörder habe ihm freundlich gesagt, er empfinde es als ein Glück, daß es "drüben" keine Pfarrer geben werde. Daraus folgert er: was muß ein Stand gesündigt haben, daß Menschen so etwas über ihn sagen können?

(107) Bereits im "Einfaches Leben" und viel deutlicher noch in der "Totenmesse" und im ersten Band der "Jerominkinder" geht es Wiechert um die Aufrollung des gesamten Problems der Theodizee.

Thomas von Orla schreibt in seiner Einsamkeit an einem Buch, über dessen Inhalt zwar nichts ausgesagt wird, dessen Titel aber allein schon die Stellung Gottes als Herr der Welten anzweifelt: "Der Schlachtengott oder Gottes zweifelhafte Leitung bei Seegefechten". Es wird erzählt, daß Orla hierin seine Gedanken über Gott und die Welt niederschreibt. Schon die Titelwahl soll die Stellung Gottes ins Wanken bringen. Gott weiß nicht, wem er seine Hilfe im Kriege zuwenden soll. Beide Parteien flehen um seinen Beistand. Der "Lenker der Schlachten" wird hiermit in eine Situation gestoßen, die nachgerade unlösbar für ihn wird. Gott kann zum Ausgang der Schlachten nichts beitragen, er kann nur ohnmächtig zuschauen, und erst ihr Ende erlöst ihn aus seinem Zweifel. Hiermit versucht Wiechert darzulegen, wie Gott selbst zur

⁷² "Missa sine nomine", S.245-246.

Welt und ihrer Geschichte als auch zum Schicksal der Menschen steht. Damit baut Wiechert das Bild eines Gottes, dem er wahrscheinlich selbst nicht einmal ganz zustimmt, Gott wird damit zum Gleichnis der Menschen, und im weiteren Sinne wird schließlich das Endliche zum Maß des Absoluten.

Immer wieder schreit die Klage aus dem "Einfachen Leben": "Es hätte besser gemacht werden können...", "...auch Schöpfer können sich irren... die Liebe Gottes hat sich ein bißchen versehen... Gott hat einen Konstruktionsfehler gemacht. Den Menschen ist es aufgetragen, seine Schreibfehler zu verbessern."

(108) Die Klage bei Ernst Wiechert kommt aus einem Menschenherzen, das zwar den guten Willen hat, aber nicht die Kraft, fertig zu werden mit den Problemen der Welt, weil es sich und seinen Zweifel zum Mittelpunkt gesetzt hat und den Ausweg nicht weiß.

Wiechert bekant sich in tapferer Weise zu einem Standpunkt der Gewaltlosigkeit, den er bis zum Ende seines Lebens konsequent geht.

Er geht so weit, Gott zu leugnen, weiß aber zur gleichen Zeit, daß es ihm nie gelingen wird, ganz von ihm loszukommen. Er spricht aus dem Munde des Pfarrers Agricola im ersten Band der "Jerominkinder", der sagt: "Gott ist tot, aber ich rede mit ihm." In diesem Werk und in der "Totenmesse" gestaltet Wiechert die Stellung zu Gott als für den Menschen ausweglos. Gott wird in beiden werken zum grausamen stummen Götzen, der den Leiden der Welt stumm zusieht, denn er ist ja der Schöpfer von Schuld und Unheil, der Urheber von Leid und Blut, Tränen und Schmerzen.

Diese Gedankengänge kehren in den Spätwerken des Dichters mit großer Regelmäßigkeit wieder, beginnend bereits in der "Majorin", wo Michael Fahrenheitst anklagt: "Ein Tier zu quälen, eine Stunde lang, sei böse, aber einen Menschen zu quälen, tausende von Menschen, nicht eine Stunde lang, sondern jahrelang, ein Leben lang, ja viele Leben lang, sei nicht böse, sondern verrückt und teuflisch, ja so teuflisch, daß kein Gott es ansehen könne, er sei denn ein Narr oder der Herr aller Teufel."⁷³

(109) Thomas von Orla verteidigt seine Anklage in einem Gespräch: "Ein Volk, das zwei Millionen Tote hingegeben hat, kann vielleicht das Recht haben, Gott zu fragen, was er sich dabei gedacht hatte. Wenn aber Gott nicht antwortet, nicht antwortet auf die Frage dieser zwei Millionen und auf die Millionen auch nicht, die man hinterher umgebracht hat, und auf die Kinder ebenso wenig, die verhungert und erschlagen an den Landstraßen liegen, wenn er nicht nur nicht antwortet, sondern es so aussieht, als würde er nach zwanzig oder zweihundert Millionen ebenso wenig antworten, ein stummer Gott, eisig von Gleichgültigkeit, wie ein furchtbarer Lehrer vor hilflosen, weinenden Kindern: dann könnte es sein, daß es hier und da einem zuviel wird, vor der Steinwand zu knien und als Antwort das Echo zu bekommen. Daß er sich dann fragt, was das für eine Liebe sei, die im Opfer und im Schweigen bestehe. Die das Blut tropfen läßt, Tag und Nacht, Ströme von Blut, die die Opfer stöhnen läßt Tag und Nacht, Schuldige und Unschuldige, und schweigend dabeisitzt, das Haupt in die Hände gestützt, und ansieht, wie sie das gemacht habe."⁷⁴

⁷³ "Die Majorin", S.50.

⁷⁴ "Das einfache Leben", S.278.

Und weiter noch steigert sich die Anklage im ersten Band der "Jerominkinder". Der zweite Band trägt ein anderes Gepräge; aus ihm kommt eine Atmosphäre der Ruhe. Doch man darf sich dadurch nicht dem Glauben hingeben, Wiechert hätte auf seine Fragen eine Antwort gefunden, im Gegenteil, seine Anklagen bestehen weiter, nur kommen sie nicht mehr auf die laute Art zum Ausdruck. Sie wurden stiller, denn Wiechert hat resigniert. (110) Die Problematik, um die es ihm in diesem Teil hauptsächlich geht, ist die seit langem bestehende Spannung zwischen östlichem und westlichem Denken, und Wiechert entscheidet darin diese Frage nicht zugunsten des Abendlandes.

Immer wieder ist es der Pfarrer Agricola, dem Wiechert seine Anklagen in den Mund legt. "Komm her, du Kindermörder," schreit er auf, "und zeige deine blutigen Hände, zeige sie her! Ganz nahe, damit ich sie dir abtrocknen kann. Es war dir nicht genug an der Erstgeburt in Ägypten und an den Kindern in Bethlehem, nicht wahr? Und an deinem eigenen Sohn war es dir auch nicht genug? Du hast ihn ans Kreuz genagelt, um uns zu erlösen, aber nun erlöst du immer weiter mit Kreuzen, nicht wahr? Auch diese Kinder fehlen dir noch, einundsiebzig in zehn Dörfern, und es ist schon eine Gnade, daß es nicht siebenzig mal sieben sind." ⁷⁵

Am Ende dieser Anklage kommt er zu dem Schluß "Gott ist tot!" Er könnte helfen, aber er tut es nicht; wenn er wäre, dan würde er helfen. Bereits im "Totenwald" sagt er: "'Mit Gott!' sagten die Sträflinge in Dostojewskij's Totenhaus. Aber hier (im Konzentrationslager) konnten sie nicht "Mit Gott!" rufen - Gott hatte sie vergessen und war gestorben." ⁷⁶

Mit diesen Äußerungen stellt sich Wiechert an die Seite von Nietzsche, wenn seine Negation Gottes auch aus anderen Gründen kommt.

Bei Nietzsche war es eine Signalisierung der bereits vollzogenen, von einer selbstzufriedenen Bürgerlichkeit jedoch nicht bemerkten und nicht ausgesprochenen Entthronung Gottes, (111) aber auch die Verwerfung Gottes um des Menschen willen, der es nicht aushielt, kein Gott zu sein, der sich rühmt, - oder vielleicht ist es Schmerz - : "Wir haben Gott gemordet!"

Bei Wiechert ist es die übergroße Last des eigenen und seiner Zeit auferlegten Schicksals, das ihn bestimmt, Gott zu verurteilen. Die Erklärung Wiecherts kommt im Namen der leidenden und duldbaren Menschheit, die Nietzsches im Namen der stolzen und über sich hinausstrebenden Menschen. Beide sagen dasselbe, beide sagen es letzten Endes um der Menschen willen, und wenn Wiechert daher Nietzsche verurteilt, spricht er dann nicht auch über seine eigene Geisteshaltung Gericht, denn nicht umsonst wurden in den letzten Jahren nicht selten Parallelen zwischen den beiden Männern gezogen.

Alles Unheil, das von Nietzsche ausgehen konnte, und für das die Menschen unseres Jahrhunderts so anfällig waren, ging von dem einen Satz aus: Gott ist tot!

Ohne Gott, das hat Nietzsche erkannt, verlieren die Dinge ihr Schwergewicht und fallen ins bodenlose Nichts, und Wiechert erkennt ebenfalls, daß dem

⁷⁵ "Die Jerominkinder" II, S.332.

⁷⁶ "Der Totenwald", S.94.

Todesurteil über Gott ein Todesurteil über die Menschen folgen muß: "Wo der liebe Gott gestürzt wird, stürzt bald alles anderes nach!"⁷⁷

Und dennoch blieb diese Erkenntnis im wesentlichen unwichtig und unberücksichtigt für seine Haltung. In der "Totenmesse" aber wird Gott nicht nur gestürzt und angeklagt, er wird auch gerichtet. Gott sitzt auf seinem Thron und betrachtet sinnend die Erde: (112)

"Ich habe geschlagen, nun ist es genug.
Ich decke meine Hand über den Tränenkrug,
aber meine göttliche Hand ist zu klein,
und es rinnt mir zwischen den Fingern wie Wein.
Und alle meine Engel verhüllen ihr Gesicht,
und ich meinen Sohn und Maria nicht.
Weshalb helft ihr mir nicht die Tränen hemmen
und seht doch, daß sie mir das Herz verbrennen?
Bin ich denn nicht Gott und bin nun so allein,
daß niemand mir hilft in meiner Pein!"⁷⁸

Gottvater wird von den Engeln, Christus und Maria in der Folge angeklagt, den Menschen zu viel auferlegt zu haben. Christus selbst neigt sich vor dem Leide der Menschen:

"Was ist mein Sterben und Kreuzesgram
gegen das, was der Mensch nun auf sich nahm?"⁷⁹

Die Erde ist zerstört, und alle jungen Menschen sind tot. Gott sieht keinen Ausweg, denn die Menschen wollen auch das Leben nicht mehr. Da erbarmt sich eine Mutter, die im Kriege ihre sieben Söhne verloren hat, und findet wieder Liebe zu armen, hungernden "Totenkindern". Und diese Mutterliebe gibt Gott nun ein Beispiel, der nach Wiecherts Aussage mit der Erde keinen neuen Anfang gewußt hätte, wenn nicht die Liebe der Mutter gewesen wäre.

Wiechert verstellte sich also selbst, seinen Weg zum Glauben, indem er den Menschen zum Mittelpunkt der Schöpfung machte. Als äußerst leidenswilliger Mensch, der mit allem "mit-leidet", wird ihm der Schmerz der Menschen zum Mittelpunkt der Welt. Der Erlösungstod Christi ist ihm nach seinen eigenen Aussagen ebensoviel wie die Lehre Buddhas, Moses' oder Mohammeds. Einzig und allein die Ringparabel aus "Nathan der Weise" ist es, das ihm seine Zustimmung abfordern kann.

(113) Der innere Weg Wiecherts ist der Weg eines Menschen aus dem Christentum. Er relativiert alles und polemisiert jede kirchliche Absolutheitsverständigung "Wer behauptet, die einzige Wahrheit zu besitzen, ist weit von der Wahrheit entfernt."⁸⁰

Nach der Zerstörung seines Glaubens bleibt Wiechert nur noch das Ethos übrig, ein höchst beachtliches, wie die Gestalt des Lehrers Stilling zum Beispiel mit seiner Verwirklichung des "edel sei der Mensch, hilfreich und gut" manifestiert: "Es war doch nicht so, daß die Eiferer die Welt gewannen, sondern daß die Liebe sie gewann, wenn sie überhaupt zu gewinnen war. Die

⁷⁷ "Die Jerominkinder" II, S.332.

⁷⁸ "Die Totenmesse", S.1.

⁷⁹ "Die Totenmesse", S.1.

⁸⁰ "Jahre und Zeiten", S.421.

Liebe und die Geduld, und daß die Hand, die die Durstigen trinkt, mehr sei als das Wort, das in tausend Kirchen erscholl."

Und fragt man Wiechert, ob es nicht trostlos sei, in solch einer Welt zu leben, dann antwortet er uns aus dem Munde des Studenten Jumbo in den "Jerominkindern": "Ohne Hoffnung, Mönchlein?" sagte Jumbo. "Ach nein, kleiner Mann, nicht ohne Hoffnung. Ein Mann, der etwas Rechtes tut, ist niemals ohne Hoffnung. Wer den Mist auf seine dreißig Morgen führt,... ist auch nach zehn Hagelschlägen und Mißernten nicht ohne Hoffnung, weil er der Erde vertrauen kann, verstehst du? Seine Vorfahren haben ihr tausend oder zehntausend Jahre vertraut und haben gesehen, daß sie recht getan haben. Sie hoffen nicht nur, sie wissen, daß die Ernte einmal kommen wird. Nur die auf die große Gerechtigkeit vertraut haben oder darauf, daß einmal einer ihre Tränen abwischen wird, die wissen nichts. (114) Sie waren nicht bescheiden genug, sie waren nicht Kinder der Erde. Sie wollten nicht ein Stückchen Acker mit Ordnung, Schweiß und Brot, sondern sie wollten das Paradies. Strebe nicht nach dem Paradies, Mönchlein, sondern tue etwas Rechtes mit deinen Händen und deinem Herzen!"⁸¹

Und so kommt Wiechert gegen Ende seines Lebens zu der Anschauung, daß man leben müsse, alsob man die Schlüssel zum Himmelreich in der Hand habe.

In der "Missa sine nomine" gibt es einen Gott, an den man glauben kann. Doch es ist nicht ein christlicher Gott oder überhaupt der Gott einer Religion, sondern Gott ist für Wiechert das Prinzip der ewigen Ordnung in der Natur. "Gott ist nur dort zuhause, wo es stille ist."⁸²

V Zusammenfassung und Deutung

(115) Aus dem Gesamtschaffen des Werkes Ernst Wiecherts lassen sich deutlich vier Epochen herauslösen, die Hans Ebeling in seinem Buch als sentimentale Stufe, Sturm- und Drangzeit, Durchbruch der Gnade und Stufe der entsagenden Vollendung bezeichnet.

Die Gestalten des Wiechert'schen Werkes sind dem spezifisch menschlichen Wesen innig verbunden. Diese Bindung an das "Blut" oder "die innere Stimme", wie Wiechert es nennt, ist das Grunderlebnis aller Charaktere.

Die frühen Werke des Dichters lassen in kaum veränderter Form den Werdegang seines eigenen Lebens verfolgen und sind deshalb für die gesamte Erscheinung von Bedeutung. Innerhalb des Gesamtwerkes wiegen sie gering, da es dem Dichter in ihnen nicht gelingt, Stoff und Probleme durchzugestalten, um sie zu einem einheitlichen Kunstwerk erstehen zu lassen. Dies erkannte Wiechert in seinem Alter selbst, als er ihnen lediglich ihre Bedeutung für den Psychologen oder den Biographen zubilligte. Die Roman "Der Wald", "Der Totenwolf" und auch noch "Der Knecht Gottes Andreas Nyland" sind stark vom Erlebnis des Krieges überschattet, als es Wiechert noch nicht gelungen war, seinen Eindrücken und seiner Erschütterung den adäquaten Ausdruck zu verleihen und sie zugleich künstlerisch durchzugestalten.

⁸¹ "Die Jerominkinder" I.

⁸² "Missa sine nomine", S.242.

Mit dem Nachlassen der äußeren Spannungen, die durch die Verfehltheit seiner Ehe, die Unstimmigkeiten in seinem Beruf als Lehrer und die Nachwirkungen des Grauens des Krieges sein Schaffen bestimmt hatten, (116) ergreift ein magisches Lebensgefühl Raum in seinem Werke, das eine Umschichtung aller Werte in sich schließt. Geleitet von diesem Lebensgefühl werden Begriffe wie Schuld, Sünde, Freiheit, Moral oder Recht im üblichen Sinne der bürgerlichen Lebensauffassung wesenlos, und nur die innere Stimme des Menschen, das innere Gesetz motiviert alle Handlungen. Die prägnanteste Manifestation dieses panischen Lebensgefühls ist die Gestalt des Johannes aus der "Kleinen Passion".

Doch bereits kurze Zeit später wird dieses Lebensgefühl weitergeführt zu einer Stufe der sittlichen Verpflichtung, die in dem Gedanken Ausdruck findet, "man müsse da sein für etwas, ein Pferd, oder einen kleinen Bruder...."; doch ist das Gefühl dieser Verpflichtung nicht der Ausdruck einer sozialen Verantwortung gegenüber einem Volk, gegenüber der Zivilisation, den Wiechert wendet sich nur an solche, die seinem Lebensgefühl nahe stehen, und gegen die Zivilisation oder die Gesellschaft lehnt er sich immer auf, auch wenn diese Auflehnung später durch andere Probleme überschattet wird und dadurch sanfter und gemäßiger wirkt. Zu dem Zeitpunkt, den Wiechert selbst mit "Durchbruch der Gnade" kennzeichnete, bemächtigt sich seiner die Erkenntnis seiner ihm durch Gott vorgeschriebenen Lebensbahn und die auferlegte Verpflichtung, sich dieser zu fügen. "Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen!" Doch Gott ist nicht im Sinne einer konfessionellen Bindung gemeint, Gott bedeutet das Prinzip der ewigen Ordnung in der Natur.

(117) Durch das Werk zieht nun eine heftige Anklage gegen die Zivilisation, die Gott eingesperrt hat, in Kirchen, zwischen Mauern, die Götzen huldigt und den natürlichen Glauben der Menschen entleert hat. Doch jede Anklage, jede Beschuldigung in dieser Hinsicht führt Wiechert keinen Schritt weiter, da es ein Wüten ins Leere ist, dem die Kraft fehlt, den aufgezeigten und manchmal mit Recht gebrandmarkten Schwächen der Zivilisation des 20. Jahrhunderts Werte entgegenzusetzen, die nicht allein auf dem Menschen als Zentrum der Schöpfung beruhen.

Der Ungeheure Zwiespalt mit dem zivilisatorischen Leben bleibt offen und findet keinerlei Lösung, da dem ganzen Problem in der Darstellung Wiecherts Merkmale anhaften, die eine absolut einseitige Betrachtung erkennen lassen. Langsam jedoch beginnt er, der von ihm so mißachteten Zivilisation bleibende Werte entgegenzusetzen: die Arbeit, die Bereitschaft zum Dienen. Es verbirgt sich ein Widerspruch darin, daß Wiechert einerseits die Zivilisation negiert und immer wieder abfällig bewertet und andererseits als bleibenden Wert in seinem Werk das Dienen an der Gemeinschaft verfißt. Bezeichnend ist diese Stellung für jemanden, der die Menschen liebt und gleichzeitig dennoch oft so ungerecht und einseitig be- und verurteilt.

Immer mehr beginnt sich in seinem Werk die Gestaltung des naturhaft dienenden Menschen durchzusetzen, die dann ihre klarste Formulierung in der Gestalt des Hirten Michael findet.

Breiten Raum nimmt im Gesamtwerk des Dichters die Mutter ein, die Hüterin und Pflegerin des Lebens; (118) Kritiker des Dichters sprechen sogar von einer Hypertrophie des Muttermythos. Die Mutter steht dem naturhaften Leben am nächsten, und von ihr aus beginnt für Wiechert "die letzte Sinnde-

tung des großen Krieges" (Ebeling). Denn der Krieg ist nur eine Sache zwischen Müttern und Söhnen, nur für ihre Mütter vermögen die Soldaten im Kriege ihr Leben hinzugeben, damit das Leben bewahrt und erhalten bleibe.

Wenn es Wiechert in seinen frühen Werken immer wieder um die Stellung des Menschen innerhalb der Gesellschaft, der Zivilisation, innerhalb der Welt geht, erweitert sich sein Ringen, nicht zuletzt verursacht durch das Leiden in der Hölle des Konzentrationslager, auf Erkenntnis und Klarheit der Stellung der Menschheit zu Gott, die Einstellung Gottes zu seiner Schöpfung und um die Stellung unserer Welt innerhalb des gesamten Kosmos.

Das Studium des Lebens mittels Mikroskop, Retorte, Büchern und Fernrohr sollen Thomas von Orta im "Einfachen Leben" eine Idee der Unendlichkeit", eine Schau des Ewigen vermitteln. Er erkennt die Zusammenhänge der Schöpfung, er ahnt das leitende Prinzip allen Lebens.

Doch wenn Hans Ebeling schreibt, das "Einfache Leben" sei wider Erwarten frei von Anschuldigungen, die doch eigentlich nur die natürliche Folge der gelittenen Grausamkeiten durch das damalige Regime gewesen wären, entspricht das nicht vollkommen der realen Situation. Die Anklagen gegen die Menschen, die sich in Bestialitäten gefallen, treten nur etwas in den Hintergrund gegenüber den Beschuldigungen, die Gott, als Schöpfer der Welt, über sich ergehen lassen muß.

(119) Immer wieder klingt im Werke Wiecherts seine Meinung und Anschauung über die Stellung der westlichen Zivilisation auf. Sie ist unweigerlich dem Untergang geweiht. Die Hypertrophie des westlichen Geistes hat alles "Magische" als "östlich" verdammt; und von dieser Überbewertung des Geistes, der ratio her droht der Untergang. Alle, was der Mensch dagegen aufzubieten habe, meint Wiechert, sei die Wiederbesinnung auf das natürliche und wesenhafte Menschentum. Nur Geduld und Liebe können dem abendländischen Menschen den Weg zeigen zur Höhe einer bereits verlorenen Kultur.

Ernst Wiechert ist kein Dichter, der sein Werk auf Grund rationaler und intellektueller Auseinandersetzung mit den ihm entgegretenden Problemen schafft. Sein Werk beruht vorwiegend auf Intuition und gefühlsbetonter Weltschau. Er will mit seinen Büchern den Menschen, deren Herz schwer und deren Augen ratlos geworden sind, ein wenig Trost und Wärme" geben und ihnen "sanfte Führung" sein; sein Werk soll "die Erkenntnis einer Art von Gesetzlichkeit, eines Wachstums, eines stillen Werdens vermitteln, und aus diesem doch einen bescheidenen Trost." Es birgt neben allen emotionellen Regungen einen starken Zug von Reflexion, es ist ein stetes Ringen um einen festen Punkt in der Schöpfung und enthält an Be- und Verurteilung; und doch mahnt Wiechert an einen prometheischen Menschen, der an den Rand der Schöpfung tritt, um von seinem Schöpfer Rechenschaft zu fordern, "oder ist er doch nur ein Gefangener seiner selbst, der sich in engem Raum bewegt, sich im Kreise dreht und, ohne vom Fleck zu kommen, immer wieder dasselbe sagt - mit einer erstaunlichen Gleichförmigkeit des Sehens und Sagens?"⁸³

⁸³ Grenzmann, Wilhelm: Dichtung und Glaube, Bonn 1950, S.96.

(120) Ernst Wiechert galt immer und gilt auch heute noch ob seiner guten Kenntnis der Bibel als ein christlicher Dichter. Im wesentlichen ging jedoch sein Weg am Christentum vorbei. Zwar kleidet er seine Aussagen nur allzu oft in christliche Hüllen und ringt mit einem rächenden und strafenden Gott. Es gab eine Stunde, da er dem Christentum sehr nahe kam, als er die Hirtennovelle mit ihrer großen Klarheit und Reinheit und der Versinnbildlichung des guten Hirten schuf. Aber es ist ihm trotz vieler Bemühungen nicht gelungen den Bereich seiner eigenen Zweifel zu verlassen und aus der Ungewißheit des ewigen Suchens und Ringens in die Gewißheit des Glaubens vorzudringen. Im entscheidenden Augenblick war es das Konzentrationslager, das ihn in grausamer Weise wieder auf sich selbst zurückwarf; später fand dann der Dichter keine Möglichkeit mehr, diesem Kreislauf zu entkommen. Und nach Aussagen seiner Freunde ist es ihm bis zu seinem Tode nicht ganz gelungen, den so heiß ersehnten inneren Frieden neben dem äußeren zu erlangen.

Dies mag auch der Grund sein für die manchmal erkennbare Lebensferne seiner Gestalten, aus denen immer wieder die Person des Dichters klar vor dem Leser steht. Wilhelm Grenzmann spricht seiner Gestaltungskraft überhaupt jeden größeren Wirkungskreis ab. Es fehlt Wiechert an dem großen Humor, der ihn die Welt so erkennen ließe, wie sie wirklich ist, mit ihren Sonnen- und Schattenseiten.

(121) Ernst Wiechert ist durch vielerlei Einflüsse hindurchgegangen, doch wirkte sich keiner so nachhaltig aus wie der Friedrich Nietzsches. "Die Sensibilität des intuitiven Wahrnehmens, Mehrdeutigkeit der Aussage, Zweifel als bewegendes Element des Denkens, die entzündung des Widerspruches am Gottesgedanken"⁸⁴ sind Elemente im Schaffen und Wirken Wiecherts, die eindeutig trotz seiner lebhaften Verurteilung Nietzsches Grundlagen seiner Weltanschauung bilden. Wenn es bei Nietzsche heißt, es sei etwas fundamental Verfehltes in der Welt, klagt Wiechert, Gott habe einen Konstruktionsfehler bei der Erschaffung der Welt begangen.

Nachdem sich Wiechert in seinem Werk von allem Transzendentalen löst, verbleibt ihm nur das Ruhen in einer "Wiederkehr alles Gleichen als eine Art irdischer Unsterblichkeit" (Ebeling). Der einzige Schritt, der Wiechert von dem vollkommenen Nihilismus trennt, ist sein hohes menschliches Ethos, das ihn davor bewahrt, nachdem er Gott gestürzt hatte, alle anderen Ideale nachstürzen zu lassen.

Hellmut Ollesch kritisiert mit schärfsten Worten seine Stellung: "Der Abgrund, in den die Welt abstürzt, wird mit dem schönen, klangvollen Wort seiner Dichtung verdeckt - aus dem Nichts wird bei Wiechert ein schön klingendes Nichts!"⁸⁵

Die Wirklichkeit seiner Werke ist nicht die klare, greifbare, sondern eine magisch-mythische; er gestaltet mit großer Meisterschaft alle ihm entgegenströmenden Gefühlseindrücke in Bildern und Gebärden, doch nicht selten verbirgt sich eine schwerwiegende und ungelöst gebliebene Problematik dahinter.

⁸⁴ Ollesch (Fußnote 3), S.92.

⁸⁵ Ollesch (Fußnote 3), S.94.

(122) Aber alle Klagen und Auflehnungen, alle Blasphemie sind der Ausdruck einer schwer ringenden, im Grunde religiösen Seele, die doch nicht bereit ist, das kleine Gebiet des Bewahrten, wenn es auch oft verdeckt ist, aufzugeben, es wendet sich letzten Endes aller bedrängten und geplagten Kreatur in Liebe zu.

Wiechert sieht die Harmonie der Schöpfung bedroht, nicht in dem Sinne, daß Ordnung in der Natur in Gefahr wäre, aber daß der Mensch aus dieser Einheit herausgefallen sei, und der Geist des Menschen, der ihn in falsche Bahnen lenkt, ihm die Rückkehr in die große, ewige Ordnung verstellt. An sich selbst und in sich fühlt er den Zwiespalt, die verloren gegangene Transzendenz, und schreibt in einem Gedicht:

Wer band die Fesseln mir um meine Hände,
daß nur die leere Gebärde mir blieb?
Daß nur, der Brunnen sich sinnlos verschwende,
von dem man die Dürstenden alle vertrieb?

Laß binden und fließen, laß meinen und wöhnen
und sammle nur still so Leben wie Tod.
Einmal gelingt aus Schweigen und Tränen
für alle, die warten, das letzte Brot.

Ob Gott sich verhüllt dir in schweigenden Jahren,
sammle nur still das Korn für ihn ein...
Auch der Schweigende wird sich dir offenbaren,
und herrlich bedeckt dich sein herrlicher Schein.

(123) Ernst Wiechert, der Mensch und Dichter, hat sein ganzes Leben lang ehrlich und oft verzweifelt mit allen sich ihm in den Weg zu Frieden und Ruhe stellenden Problemen gerungen. Seine aufrechte Stellung gegenüber Gewalt und Diktatur war in den langen Jahren für viele Leidtragende Trost und Leitstern. Trotz aller Verzweiflung und trotz aller Anfeindungen und Verfolgungen hat er die Hoffnung auf die Möglichkeit der Wendung der Menschheit zu Geduld und Liebe nicht verloren. Sein Werk hat keinen weitgespannten Kreis der Gestaltungsmöglichkeit gezeigt, aber die formvollendete Sprachschönheit, die reiche Bild- und Gebärdenhaftigkeit seines Werkes stellen ihn in die vorderen Reihen des Dichters unserer Tage. Obwohl die Lyrik den geringsten Platz unter seinen Werken einnimmt, zieht ein weicher, lyrischer Ton durch seine gesamte Prosa, sei es nun Romane, Novellen, Märchen oder Erzählungen. Er wollte Frieden und Ruhe finden und wandte all seine Liebe und Güte daran, die Menschen zu verstehen. Sein Tod kam zu früh, um die große Harmonie alles Lebendigen, die in der "Missa sine nomine" bereits anklingt, vollkommene Gestaltung werden zu lassen.